welt bewegt

SEPT. – NOV. 2020 C 51 78

Wenn‘s drauf ankommt
Partnerschaften in Zeiten der Krise

ZENTRUM FÜR MISSION UND ÖKUMENE
Nordkirche weltweit

Die Pandemie in Afrika erfordert gemeinsames Handeln von Christ*innen und Muslimen

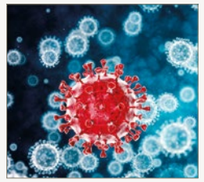
Eine globale Pandemie macht globales Handeln notwendig, davon ist die christlich-muslimische Organisation in Afrika (PROCMURA) überzeugt. Covid-19 habe als „Africandemic“ den gesamten Kontinent getroffen, nun sei auch vereintes Handeln gefragt, heißt es in einem Ende Mai veröffentlichten Statement, das dazu aufruft, gemeinsam zum Wohle aller zu handeln. Covid-19 sei ein existenzielles Problem, das besondere Maßnahmen erfordere, erklärte PROCMURA, ein langjähriger Partner des *Zentrums für Mission und Ökumene*. „Es besteht daher ein dringender Bedarf, die ausgegrenzten und benachteiligten Menschen in der Gesellschaft mit Lebensmitteln zu versorgen, damit die Menschen, die infolge der Pandemie in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten sind, über die Runden kommen“, heißt es. So hat die Organisation nach einer länderübergreifenden Analyse entschieden, erste Hilfsmaßnahmen in den Slums von Nairobi zu starten. Sowohl Christ*innen als auch Muslime sollen nicht nur von den Maßnahmen profitieren, sondern auch bei der Umsetzung eingebunden sein – so PROCMURA. Gemeinsam mit lokalen Gemeinden verteilte die Organisation Essenspakete sowie waschbare Gesichtsmasken speziell für Kinder und stellte Wasserfässer zum Händewaschen auf. Alle seien aufgefordert die Hygienemaßnahmen zu befolgen nach dem Motto „Indem ich andere schützte, schütze ich mich selbst“. Die Organisation betonte weiterhin, „die dringende Notwendigkeit“ mit anderen religiösen Gruppen, Regierungen und Organisationen der Zivilgesellschaft zusammenzuarbeiten, „um durch eine kollektive Aktion eine weitere Ausbreitung der Pandemie zu verhindern“. Die Organisation hat die Hoffnung, dass mit einem gemeinsamen Handeln größeres Leid verhindert werden kann. So heißt es zum Schluss des christlich-muslimischen Statements: „Lasst uns eine Kerze der Hoffnung anzünden, um die Dunkelheit zu überwinden, die Covid-19 über uns gebracht hat. Möge Gott, in dem wir leben, uns daran erinnern, dass wir als Menschen in Bedrängnis leben, aber nicht vernichtet werden können“.

Fotos: C. Plautz (1), C. Wenn (1), adpic (5), JELC (1), A. Michael (1), wikimedia (2), A. Mc Kellar (1), A. Jones (1), Fan Pu (1)

Aus dem Inhalt

Es öffnen sich neue Türen
4 Die Pandemie hat Indien hart getroffen. Trotz der Not gibt es neue Formen der Verbindung, so *Jörg Ostermann-Ohno.*

Wir sitzen alle im selben Boot
6 Als die Inderin *Mary Chang* nach Hamburg zog, kam der Lockdown und die Verbundenheit zur Heimat wuchs.

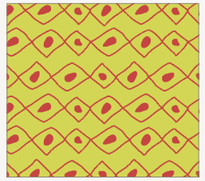


Im Sturm müssen wir zusammenhalten
8 Welche Qualitäten brauchen Kirchenpartnerschaften? *Joshuva Peter* hat biblische Vorbilder entdeckt.

„Sie protestieren, weil sie Hunger haben“
12 Die Zahl der Opfer in Lateinamerika steigt rasant und mit ihr die Armut. Partner können helfen, so *Diana Sanabria*

Nach der Krise neue Wege gehen
14 *Blanca Cortés Robles* will, dass Kirchen gesellschaftliche Veränderungen fördern sollen, die jetzt notwendig werden.

Die Bedeutung der Kirche wächst weiter
17 Kirchen hatten in Ghana immer eine wichtige Bedeutung. Die ist in der Krise noch gewachsen, so *Agnes Quansah*.



Lasst uns Ubuntu leben!
19 Der Gesamtafrikanische Kirchenrat (AACC) hat zehn theologische Thesen zur Covid-19 Pandemie formuliert.

Jetzt erst recht!
22 Gerade in dieser Zeit, die Leid und Unsicherheit erzeugt, hat *Christian Wollmann* erfahren, wie lebendig und tragfähig christliche Partnerschaften sind.

Andere nicht zum Objekt machen
23 In der weltweiten Ökumene geht es heute vor allem um Gerechtigkeit und Teilhabe, erklärt *Anton Knuth*.

Wir sind nicht allein, das stärkt
26 Als Polen die Grenzen schloss, war es für *Anna Wrzesińska* ein Trost, dass das Netzwerk der Kirche funktioniert.

Zusammen, selbst wenn wir getrennt sind
28 Wie sieht eine lebendige Kirchengemeinschaft aus in einer Post-Brexit-Welt?, fragt *Kate Boardman*.

Gleichberechtigung ist das Wichtigste
30 Welche Rolle haben weltweite Partnerschaften? *Ruomin Lui,* Theologe aus China, sprach für *weltbewegt* mit Landsleuten.

Editorial

Liebe Leser*in,

vor dem Coronavirus bleibt kein Land verschont. Dennoch, in den ärmeren Ländern werden die Menschen von den Folgen der Pandemie erbarmungsloser getroffen. Zwei von drei Opfern weltweit kommen von dort. Indien verzeichnet derzeit die höchste Zahl von Neuinfektionen an einem Tag. Besonders betroffen auch hier: die indigene Bevölkerung. Viele leben in der Jeyporekirche, einer Partnerkirche der *Nordkirche*. Es fehlt die Infrastruktur, um Pandemien rechtzeitig eindämmen oder schnelle medizinische Versorgung gewährleisten zu können. Krankenhäuser oder Krankenstationen sind weit entfernt, medizinische Ausstattung und Schutzkleidung oft mangelhaft. In diesen Ländern können sich die wenigsten Menschen leisten, zuhause zu bleiben. Zwei Milliarden Menschen arbeiten nach Aussage der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) im sogenannten informellen Sektor. Das heißt, sie sind ohne feste Anstellung und verdienen ihr Geld etwa als Straßenverkäuferin, Tagelöhner, Hausangestellte oder Wanderarbeiter. Am stärksten betroffen sind die Menschen in Afrika und Lateinamerika. Für sie kommen viele Probleme zusammen: Covid-19, der Klimawandel, große gesellschaftspolitische Konflikte und Ungerechtigkeit. So ist die Sorge berechtigt, dass mehr Menschen an Hunger und Armut infolge der Pandemie sterben könnten, als an dem Virus selbst. Diese verschiedenen Lebenswirklichkeiten prägen die Beziehungen zu Kirchen in Indien, China, Tansania, Lateinamerika, Europa und den USA. Man fragt sich: Können unsere ökumenische Partnerschaften das verkraften? Liest man die Beträge der Autorinnen und Autoren aus den Partnerkirchen, heißt die Antwort: Ja, unsere Partnerschaften halten das aus. Einige meinen sogar, es sei etwas gewachsen, aber auch an der Zeit, Altes in Frage zu stellen.

Ihre

Ulrike Plautz

PS: Ihre Meinung interessiert uns. Deshalb schreiben Sie uns gern!

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

IMPRESSUM: **weltbewegt** (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint viermal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Christian Wollmann (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Constanze Bandowski, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.

DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 5206 0410 0000 1113 33 EVANGELISCHE BANK, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir das sogenannte Gendersternchen (*) in einem Wort benutzen. Gedruckt auf TCF – total chlorfrei gebleichtem Papier.

Es öffnen sich neue Türen, trotz der Not

Indien hat sich derzeit zum Corona-Hotspot entwickelt. Weit über 90.000 Neuinfektionen wurden innerhalb eines Tages registriert, die höchste Zahl weltweit. Betroffen sind auch hier besonders die Armen und damit auch die Menschen der Partnerkirche in in Odisha. Welche Bedeutung hat in diesen Zeiten die ökumenische Partnerschaft zu Kirchen wie der *Nordkirche*?

Jörg Ostermann-Ohno

Gemessen an der Zahl der bestätigten Covid-19-Fälle belegt Indien mit derzeit knapp 4,1 Millionen Fällen weltweit einen traurigen dritten Platz hinter den USA und Brasilien. Die Zahl der Toten stieg auf über 70 626 Menschen. Eine Besserung ist nicht in Sicht. Im Gegenteil: mit 90 632* Neuinfektionen am Tag verzeichnet Indien die höchste Infektionsrate weltweit. Waren es zunächst vor allem die Metropolregionen wie Mumbai, Delhi oder Chennai, die besonders stark von Corona betroffen waren, so greift die Pandemie mittlerweile auch in den ländlichen Regionen um sich. Auch der Koraput-Distrikt ist mittlerweile eine „Rote Zone“, also besonders stark betroffen. Ein Grund dafür ist wohl auch der Umstand, dass Millionen Wanderarbeiter*innen von einem Tag auf den anderen mit ihrer Arbeit auch ihr Einkommen und ihre Bleibe verloren und somit gezwungen waren, in ihre Heimatorte zurückzukehren. Viele von ihnen mussten ihren Heimweg zu Fuß zurücklegen – manchmal über Hunderte von Kilometern. Da es für sie auf diesen entbehrungsreichen Wegen weder eine staatliche Versorgung noch Möglichkeiten von Hygiene, medizinischer Versorgung oder gar Testung gab, brachten einigen von ihnen das Virus wohl auch mit in ihre Heimatregionen. Dort trafen sie auf ein ohnehin schon überlastetes Gesundheitssystem, das auf diese Pandemie insgesamt schlecht vorbereitet war. Hier rächt sich nun, dass Indien mit 3,6 Prozent des BIP (Stand 2018) auch im internationalen Vergleich (Deutschland: 11,2 Prozent) sehr wenig für sein Gesundheitswesen ausgibt.

Indische Kirchen helfen, obwohl sie selbst betroffen sind

Pastor Joshuva Peter, der Exekutivsekretär der United Evangelical Lutheran Church (UELCI) in Chennai, des Dachverbands der meisten lutherischen Kirchen in Indien, berichtet von dramatischen Szenen in Chennai. So waren am 18. Mai an die 2 000 Arbeitsmigrant*innen und ihre Familien, die auf dem Weg in ihre Heimatorte in den nordöstlichen Bundesstaaten Indiens, im Nehru-Stadium nahe dem zentralen Hauptbahnhof gestrandet, wo sie auf Sonderzüge und Busse warteten, die die Regierung für sie organisieren wollte. Seit zwei Tagen wurden sie dort jedoch sich selbst überlassen, in der prallen Sommerhitze ohne jegliche Versorgung mit Trinkwasser oder Essen. Unter ihnen waren auch zahlreiche Kinder, Schwangere und Kranke. Auf Vermittlung einer Hilfsorganisation hat die UELCI umgehend reagiert. Ein Hilfsteam wurde gebildet, um die Verteilung von Wasserrationen und Lebensmitteln an die Notleidenden zu organisieren. Ranjita Christie Borgoary, Frauensekretärin der UELCI, war von der Situation tief berührt: „Die Menschen waren durstig und hungrig. Sie haben uns gedankt mit Tränen in den Augen, dass wir ihnen in dieser Zeit der Not zu Hilfe gekommen sind.“

(* Erhebungen der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore am 6.9.2020)

Die Menschen in Assam sind auf Nahrungsmittelpakete angewiesen, weil die Arbeit auf den Teeplantagen während der Pandemie nicht möglich war. (Bischof Nag (l.) bei der Verteilung der Hilfsgüter)

Foto: E. v. d. Heyde (1), Assam-Kirche (1), C. Wenn (1)

Dies ist nur ein Beispiel, in welch vielfältiger Weise die indischen Kirchen das ihnen Mögliche tun, um notleidenden Menschen in dieser Pandemie zur Seite zu stehen, ungeachtet ihrer Herkunft, Religion oder Kaste. Dabei hat die Pandemie auch die Kirchen selbst schwer getroffen. Da infolge des monatelangen und sehr harten Lockdowns in Indien auch keine Versammlungen oder Gottesdienste stattfinden konnten, fielen in den meisten Gemeinden die Kollekten und Einnahmen weg. Viele der Pastor*innen und kirchlichen Mitarbeiter*innen vor allem in den ländlichen Regionen waren damit selbst in Not geraten. Dennoch engagieren sich unsere kirchlichen Partner, um Jesu Worte in die Tat umzusetzen: „Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben.“ Schon im April hat Bischof Nag von der Assamkirche mit Geldern aus der *Nordkirche* erste Hilfsmaßnahmen initiiert. Da die meisten der lutherischen Christ*innen ihrer Arbeit auf den Teeplantagen nicht mehr nachgehen konnten, wurde die Not von Tag zu Tag größer. An knapp 300 Familien haben freiwillige Helfer*innen Notfallrationen von Reis, Linsen, Öl und Hygieneartikeln verteilt.

Insbesondere die Jeypore-Kirche trifft die Pandemie in einer ohnehin krisenhaften Zeit. Anfang des Jahres wurde das Konto für die Auslandsgelder der Kirche durch die Regierung gesperrt. Damit sind auch die Gelder für Programme und die jetzt so dringend nötigen Hilfsmaßnahmen nicht abrufbar. Gerade in dieser Situation bewährt sich nun die ökumenische Verbundenheit innerhalb der lutherischen Kirchengemeinschaft in Indien. So war es möglich, über die UELCI in Chennai die Gelder des Corona-Notfallfonds der *Nordkirche* und einzelne Spenden für Hilfsmaßnahmen wie Lebensmittelverteilungen und Hygieneschulungen an die Jeypore-Kirche zu überweisen. Insgesamt 34 000 Euro konnten wir auf diesem Weg für Notfallhilfe für die Jeypore-Kirche übermitteln, wo diese Hilfen dringend gebraucht werden.

Die Krise konnte uns nicht auseinanderbringen

Die Krise, deren Ende noch lange nicht absehbar ist, ist für die Menschen in unseren Partnerkirchen nach wie vor bedrohlich. Es ist jedoch ermutigend zu sehen, wie sehr sich unsere geschwisterliche Verbundenheit in dieser schwierigen Zeit bewährt. So waren einzelne Personen und ganze Kirchenkreise in der *Nordkirche* sehr schnell zur Stelle und haben Spenden für die Partnerkirchen wie auch für die Theologiestudierenden am Orissa Christian College gesammelt.

Reisen und Begegnungen werden vermutlich für längere Zeit nicht möglich sein. Dennoch hat die Krise uns nicht auseinandergebracht. Online-Gottesdienste auf Facebook, Zoom-Meetings zum thematischen und persönlichen Austausch und die Kommunikation über die sozialen Medien lassen uns Anteil nehmen am Leben der Christ*innen in Indien. Zeitnah erreichen uns Fotos, auf denen zu sehen ist, wie der Bischof oder die Pastor*innen und freiwillige Helfer*innen Lebensmittel verteilen. Einzelne Gemeindeglieder teilen Gebetsanliegen über WhatsApp. Pastor*innen streamen ihre Gottesdienste. Christliche Jugendgruppen singen und musizieren auf Facebook und anderen Medien. Die erzwungene physische Distanz schafft damit neue Wege der Verbindung, die geeignet sind, uns näher zusammenzu ringen als je zuvor. So öffnen sich trotz aller Not und Gefährdung viele neue Fenster und Türen zwischen unseren Kirchen, die wir hoffentlich auch auf lange Sicht offen halten werden, auch in der ersehnten Post-Corona-Zeit.

Jörg Ostermann-Ohno *ist Indienreferent des* Zentrums für Mission und Ökumene.

Wir sitzen alle im selben Boot

Als ***Mary Chang*** aus Indien zum Studium nach Hamburg kam, hatte sich das Virus auch hier gerade ausgebreitet. Noch nie hatte sie sich ihren Landsleuten so nahe gefühlt und gleichzeitig wurde klar, dass Krisen wie diese helfen neue Fragen zu stellen, auch in der Kirche.

Vor mir lag das erste Jahr in einem fremden Land. Ich war hoch motiviert und es schien ein erfolgreiches und glückliches Jahr zu werden. Auf dem Frühstückstisch stand eine heiße Tasse Kaffee, geröstetes Brot und ein Ei. Ich genoss das Frühstück, suchte parallel in meinem Telefon nach Neuigkeiten und Updates und freute mich auf motivierende Neuigkeiten. Doch was ich las bewirkte das Gegenteil. Die Nachrichten und Videos in den sozialen Medien erfüllten mich mit Angst. Der Kaffee wurde plötzlich kalt, als ich von einer unbekannten Krankheit in Wuhan erfuhr. Videos von Menschen, die auf Autobahnen atemlos zusammenbrachen, von Menschen, die Schwierigkeiten hatten, im Inkubator zu atmen, und die Unsicherheit, die mit dieser neuen Krankheit verbunden war, beunruhigten mich zutiefst. Mir wurde heiß und kalt zugleich. Was für ein Jahresbeginn? Ich betete innerlich, dass diese Nachrichten nur ein schlechter Scherz seien.

Ich hätte nicht gedacht, dass die Pandemie auch Städte wie Hamburg trifft

Damals hätte ich nicht gedacht, dass sich die unbekannte Krankheit innerhalb eines Monats in Windeseile ausbreiten könnte. Noch als ich die ersten Nachrichten über diese neue „Phantomkrankheit“ sah, habe ich mir nicht vorstellen können, dass ihre giftigen Pfeile auch eine Stadt wie Hamburg treffen könnten, wo ich mich bislang so sicher und geborgen gefühlt hatte. Dann folgte das, was alle noch gut in Erinnerung haben: die Schließung aller Institutionen, der Märkte und öffentlichen Plätze. In vielen Gesichtern sah ich Angst und Unsicherheit. Der Park, in dem ältere Menschen auf den Bänken saßen und plauderten und der erfüllt war vom fröhlichen Kichern spielender Kinder, war nun leer. Diese neue Situation erschwerte auch meinen Alltag als Studentin.

Trotz dieser Herausforderung hatte ich die Hoffnung, dass uns Gott auch in dieser Zeit nicht allein lässt. Ich habe erfahren, dass die christliche Gemeinschaft auch unter diesen besonderen Bedingungen lebendig bleibt. Als während des Lockdowns auch die Türen unserer Missionsakademie schließen mussten, öffneten sich andere Türen, beziehungsweise neue digitale „Kommunikationsfenster“. Durch sie konnten wir auf andere Weise mit unseren Kolleginnen und Kollegen zusammenarbeiten. Durch sie konnten wir aber auch mit Freundinnen, Freunden und Familienmitgliedern in Verbindung treten, um uns, vor allem zu Beginn der Krise, über Erfahrungen auszutauschen.

Fotos: C. Wenn (1), F. Bimmer/REUTERS (1), M. Chang (1)

*Auch Hamburg war betroffen und die Hilfsbereitschaft groß: An einen Gabenzaun hängten Hamburger*innen Gegenstände für Menschen, die durch Corona in Not geraten sind.*

Als die Pandemie immer mehr Länder, Städte und Dörfer erreichte, waren wir alle gleichermaßen von einem Gefühl der Verwundbarkeit betroffen. „Wir sitzen in dieser Situation alle im selben Boot“, erklärte so auch UN-Generalsekretär António Guterres. Der Apostel Paulus hatte dafür das Bild von dem einen Leib mit vielen Gliedern gebraucht.

Während des Lockdowns gab es in vielen Regionen Indiens nichts mehr zu essen

In meinem Heimatland Indien haben viele ihren Job und ihren Lebensunterhalt verloren. Vor allem die armen Menschen, die zu den Marginalisierten gehören, sind verzweifelt und verunsichert, was ihre Zukunft betrifft. Die Nachrichten, die ich aus meinem Land bekam, waren bedrückend. Die Pandemie stellte viele vor neue Herausforderungen, insbesondere die Branchen, die ohnehin bedroht sind. Inzwischen hören wir, wie viele Branchen von der Krise betroffen sind: dazu gehören unter anderem viele multinationale Unternehmen, Import und Export und nicht zuletzt auch die Tourismusbranche. Eine beispiellose Kettenreaktion, die sicher eine globale Krise zur Folge haben wird.

Als Folge des landesweiten Lockdowns fehlte auch die Arbeitskraft der Wanderarbeiter*innen. Die lange Lieferkette wurde unterbrochen, was in einigen Regionen zu Nahrungsmittelknappheit führte, während in anderen Gebieten Lebensmittel während des Transports verdorrten und verfaulten und erst gar nicht auf den Weg gebracht werden konnten. Viele Menschen mussten tagelang hungern und viele Kilometer zu Fuß laufen, um schließlich einen Ort zu finden, an dem man etwas zu essen kaufen konnte.

Es gibt Situationen, in denen Geld allein das Problem nicht lösen kann, sondern mehr gefragt ist: Tatkraft und Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse des Anderen. Im neuen Testament heißt es: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Matthäus 22,39). Als Christ*innen sind wir aufgerufen, ohne Vorurteile auf Andere zuzugehen. Denn wir halten an der Sehnsucht fest, dass alle Menschen ein Dach über dem Kopf haben und genug Nahrung für Körper und Geist haben sollen, sowie in Frieden und Mitgefühl füreinander leben sollen. Mehr als zuvor fordern sich die Partner zu spiritueller und seelischer Unterstützung auf.

Und so gibt es auch in diesen Zeiten der Krise die Erfahrungen, dass Freunde und Freundinnen, Partner und Partnerinnen alternative Wege fanden, um sich auszutauschen und füreinander da zu sein. Längst verlorene Freund*innen finden wieder zusammen, Kinder kümmern sich intensiver um das Wohl ihrer Eltern und Großeltern. Kolleg*innen, deren übliche Diskussion hauptsächlich berufsbezogen war, fragen nach dem Wohlergehen der Familie des anderen. Und nicht zuletzt hat auch die Natur begonnen, ihren Raum zurückzugewinnen, der Himmel wurde klarer und blauer und die Rückkehr von Delfinen in ihre ursprünglichen Gewässer brachte Freude und Hoffnung, dass nicht alles verloren ist.

In den weltweiten Partnerschaften der Ökumene wurden neue Wege des Engagements gesucht und gefunden. Wie notwendig es ist, Beziehungen zu pflegen, stärkere Netzwerke und Partnerschaften auf allen Ebenen aufzubauen, zeigt sich besonders in dieser Zeit der Krise, die bisher beispiellos ist. Es gibt inzwischen viele neue Bemühungen der Zusammenarbeit. Mehr als bisher fordern die Partner sich gegenseitig zu geistiger, spiritueller und psychologischer Unterstützung auf und ich habe beobachtet, dass das Bestreben zur harmonischen Zusammenarbeit stärker geworden ist. Krisen wie diese können auch helfen, sich zu neu die Frage zu stellen, was wir wirklich voneinander erwarten, wie wir uns am sinnvollsten unterstützen und den christlichen Auftrag noch besser erfüllen können.

Übersetzung: Ulrike Plautz

Mary Chang *ist Theologin und Stipendiatin Missionsakademie der Universität Hamburg. Vorher lebte und arbeitete sie in Nagaland/Indien, wo sie sich besonders für Frauen und junge Menschen engagierte.*

Um durch den Sturm zu kommen, müssen wir zusammenhalten

Welche Qualitäten braucht eine Partnerschaft zwischen Kirchen, wenn sie gelingen soll? Der indische ***Pastor Joshuva A. Peter*** hat in biblischen Geschichten Vorbilder entdeckt.

Die Wanderarbeiter müssen zurück in ihre Heimatregionen und befolgen damit die Anweisung der Regierung.

Foto: D. Siddiqui/REUTERS (1)

Jesus sagt: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.“ Gott sendet seinen Sohn also allein für diesen Zweck: damit alle Menschen ein Leben in Fülle haben können. Zwischen Gott und seinem Sohn besteht von Beginn an eine lebendige Partnerschaft, die Leben dort wachsen lässt, wo es bisher leblos war. Die Menschen werden zu Mitschöpfer*innen, um Gottes Schöpfung zu bewahren. Diese von Gott gewollte Partnerschaft scheiterte jedoch im Garten Eden. Aber es blieb nicht dabei. Um die Partnerschaft zurückzugewinnen, sandte Gott seinen Sohn, damit alle ein Leben in Fülle haben sollen. Dieses Leben in Fülle ist durch unzählige Faktoren bedroht. Aktuell stellt uns die lebensbedrohliche Covid-19-Pandemie vor neue, bisher unbekannte Herausforderungen. Wir leben jetzt in einer anderen Lebenswirklichkeit, in einer Situation, die Menschen trennt, die uns zwingt, isoliert zu leben und uns misstrauisch gegenüber anderen werden lässt. Es ist eine Wirklichkeit, die verwirrt und verunsichert. Diese Situation fordert uns heraus, die Bedeutung von Partnerschaft neu zu definieren; neue Wege, Hoffnungen und Impulse zu entdecken.

Biblische Geschichten zeigen, wie wir Partnerschaft stärken können

Der Blick in die Bibel liegt nahe, ist sie doch immerhin wichtigste Grundlage für die christliche Theologie. Einige biblische Geschichten und Charaktere können Modelle dafür sein, wie wir unsere Partnerschaft gestalten, wie wir sie stärken und festigen können. Hier einige Beispiele:

Abraham und Lot

Die Familien von Abraham und Lot lebten über Jahre lange zusammen und ihre Beziehung war gut. Abraham und Lot schätzten sich und waren mit ihrer Partnerschaft zufrieden. Doch dann kam es immer häufiger zu Auseinandersetzungen zwischen den Hirten von Lot und Abraham. Das veranlasste Abraham, die partnerschaftliche Beziehung zu Lot zu überdenken. Schließlich kamen Lot und Abraham zu dem Schluss, dass es für alle besser wäre, wenn sie sich trennen und verschiedene Wege gehen würden. Abraham überließ Lot das Vorrecht zuerst zu wählen, wohin er weiterziehen wolle. „Den anderen achten und schätzen“, das ist eines der wichtigen Eigenschaften, die wir von diesem Duo lernen können.

Mose und Aaron

Mose wurde von Gott dazu auserwählt, die Israeliten aus der Knechtschaft der Sklaverei in Ägypten zu befreien. Moses erwies sich als große Führungspersönlichkeit, der sich dem Pharao tapfer entgegen stellte und ihn herausforderte. Als Mose von Gott aufgefordert wurde, diese Mission auszuführen, zögerte er anfangs wegen seiner „stammelnden Zunge“. So wurde Aaron, der Bruder von Mose, von Gott zu seinem Sprecher ernannt. Ein Mangel oder die fehlende Fähigkeit ei-ner Person wurde durch eine andere Person ausgeglichen. Diese Partnerschaft wurde ins Leben gerufen, um „den Anderen zu ergänzen“. Um die Mission Gottes erfüllen zu können, müssen Partner sich ergänzen, das ist die wichtige Lektion, die wir aus dieser Geschichte lernen.

David und Jonathan

Als Sinnbild einer gelungenen Freundschaft gelten David und Jonathan. Obwohl beide aus vollkommen verschiedenen Verhältnissen stammen, was den Lebensstil, die familiäre Situation, ihre Kultur und den gesellschaftlichen Status betrifft, gelten der Königssohn Jonathan und der Hirtenjunge David als unzertrennlich. Um seiner Freundschaft zu David willen gibt Jonathan seine Besitztümer auf, verzichtet auf Privilegien und überlässt David sogar seine Rüstung und macht sich damit verwundbar. Die Beziehung seines Vaters König Saul zu David war gestört – Saul suchte sogar nach Gelegenheiten David zu töten – dennoch blieb Jonathan un-beirrt seinem Freund David treu. „Loyal zueinander sein“, auch in Zeiten der Krise, das ist das wichtigste Merkmal dieser Partnerschaft.

Naomi und Ruth

Naomi und Ruth sind zwei schöne und starke weibliche Charaktere. Wegen einer Hungersnot in Israel flieht Naomi mit ihrer Familie in das Land Moab. Dort heiraten ihre Söhne die Frauen Ruth und Orpa. Später sterben jedoch Naomis Mann und deren Söhne. Nach der Hungersnot will Naomi nach Israel zurückzukehren. Ruth und Orpa begleiten sie zunächst. Doch Naomi riet ihnen wieder in ihre Heimat nach Moab zurückzukehren. Orpa befolgte den Rat. Aber Ruth sagte: „Dränge mich nicht, dich zu verlassen!“ und blieb. Was für eine selbstbewusste und mutige Aussage der jungen Witwe. Die Beziehung zu ihrer Schwiegermutter veranlasste sie zu dieser Entscheidung, trotz des Wissens, dass das Leben von Witwen in einem Patriarchat sehr zermürbend sein kann. Dennoch beschloss Ruth, ihrer Schwiegermutter im Alter zu helfen und auch in Zeiten der Not an ihrer Seite zu bleiben, damit beide ein Leben in Fülle leben können. Auch diese Geschichte zeigt beispielhaft, wie Solidarität in der Partnerschaft aussehen kann.

Heute gibt es in der Mission keine „Geber“ und „Empfänger“ mehr

Welche neuen Aufgaben haben Partnerschaft und Mission heute, in dieser so besonderen Situation? Die vier biblischen Beispiele geben uns dafür ermutigende Vorbilder. Das wichtigste Anliegen der Mission Jesu Christi ist es, uns ein Leben in seiner ganzen Fülle zu geben. So sollte es auch das Hauptanliegen einer Partnerschaft sein, allen Menschen ein Leben in Fülle zu ermöglichen. Dafür brauchen wir starke Partnerschaften. Ist das Hauptkennzeichen einer Partnerschaft nur Zusammengehörigkeit? Nein, das kann nicht alles sein! Wenn wir uns die Merkmale der Partnerschaft in den biblischen Beispielen ansehen, geht es in einer gelungenen Partnerschaft vor allem darum, sich gegenseitig zu schätzen, sich zu ergänzen, einander treu zu sein und sich gegenseitig auch belasten zu können.

Aus der Geschichte des Christentums haben wir gelernt, dass die Mission zuerst von den Ländern des Nordens ausging. Heute geht die Mission auch von Ländern des globalen Südens aus. So gibt es keine „Geber“ oder „Empfänger“ mehr, die im alten Missionsmodell noch eine komplexe Rolle spielten.

Im Zuge der veränderten Situation durch die Globalisierung hat sich auch die bisherige Ausrichtung der Mission geändert, die bisher von den Privilegierten ausging und sich an die Marginalisierten richtete. Heute geht die christliche Mission nicht mehr hin zu den „Menschen, die am Rande stehen“, sondern sie geht von den Menschen „die am Rande stehen“ aus. Dieses Missionsverständnis verändert auch das Bild von Partnerschaft. Es betont die Gleichberechtigung beider und dadurch gewinnt die „Gegenseitigkeit“ im Partnerschaftsverständnis an Dynamik.

Fortsetzung Seite 10

Bildung ist der wichtigste Schlüssel, um später eine Arbeit zu bekommen. Der Weltalphabetisierungstag am 8. September erinnert daran, dass es weltweit immer noch 750 Millionen Analphabeten gibt, in Indien sind es 39 Prozent der Bevölkerung, davon zweidrittel Frauen. Wenn infolge der Pandemie die Armut wächst, werden kostenlose Bildungsangebote, die die Kirchen anbieten, noch wichtiger. Dafür brauchen sie Unterstützung der Partner aus dem Ausland.

Es gibt auch Grenzen im gegenseitigen Verständnis

Da die indischen Kirchen in einer multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft leben, ist ihre Mission mehrdimensional und vielschichtig. Die indischen Kirchen arbeiten mit Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen und Kulturen zusammen und es fällt ihnen schwer ihre christliche Identität zu wahren, im Gegensatz zu ihren Partnern im Westen. Deshalb suchen indische Kirchen Partner, von denen sie sich respektiert fühlen. Früher gab es zwischen den Partnern häufig Konflikte. Im Bewusstsein, ein Leib Christi zu sein, sollte die Kirche sich als integrative globale Gemeinschaft begreifen und Heilung und Versöhnung in den Mittelpunkt stellen. Statt miteinander zu konkurrieren, sollten sich die Partner in dieser sich stetig verändernden Welt gegenseitig ergänzen, um gemeinsam durch die Gewässer segeln zu können. Vor allem wenn es stürmisch wird.

In Indien ist die christliche Bevölkerung sehr unbedeutend. Allerdings hat die christliche Mission immer noch einen großen Einfluss. Dementsprechend wird sie von der indischen Regierung heute eher misstrauisch beäugt.

Indien ist zweifellos ein reiches Land. Umso trauriger und empörender ist es, dass die Mehrheit gezwungen ist, in Armut zu leben. Vor allem die Armen und Bedürftigen zählen zu den Opfern der Covid-19-Pandemie. Ihr Leben ist nicht nur durch das Virus bedroht, sondern ebenso durch Hunger. In dieser Krisensituation sind wir auf die Unterstützung der Partner angewiesen.

Zum Respekt zwischen Partnern gehört es, dass die dringenden Probleme des einen keine dringende Agenda des anderen sein müssen. Wichtig ist, dass sich Partner bewusst werden, dass es Grenzen im gegenseitigen Verständnis gibt und sie sollten sie auch benennen. Es ist wichtig, die Ansichten der Anderen zu respektieren, denn die gesellschaftliche Situation und die Lebenswirklichkeit en können vollkommen unterschiedlich und sehr komplex sein. Um ein wirkliches Verständnis füreinander zu entwickeln, sollten alle die Bereitschaft und Offenheit zum Perspektivwechsel haben und bereit sein, „in die Schuhe des anderen zu schlüpfen". Gegenseitiges Vertrauen und gegenseitiger Respekt sind wichtige Aspekte für eine sinnvolle und nachhaltige Partnerschaft.

Die Kirchen müssen kostenlose Bildung für Kinder von Migrant*innen anbieten

Nach der Kreuzigung Christi blieben die Jünger aus Angst und Bestürzung hinter verschlossenen Türen. Es gab keine Hoffnung für sie, sie hatten Angst vor den Mächten des Todes. In ähnlicher Weise zwang die Covid-19-Pandemie Menschen hinter verschlossene Türen. Als die zahlreichen Migrant*innen hunderte von Kilometern gingen, blieben viele Christi*innen aus Vorsicht in ihren Häusern und die meisten Kirchentüren blieben verschlossen. Jedoch haben sich auch Christ*innen und Organisationen wie die Vereinigte Evangelisch-Lutherischen Kirchen in Indien (UELCI) bemüht, sich in dieser Notsituation für die Migrant*innen einzusetzen. Diese Solidarität gab vor allem den Menschen Hoffnung, die durch Covid-19 besonders vom Ausschluss bedroht waren.

Unsere Kirchen müssen sich kurzfristige und langfristige Strategien überlegen und Programme entwickeln, um für die Migrant*innen zu sorgen. Sie können sich zum Beispiel für die Menschen einsetzen, indem sie Durchgangslager in kirchlichen Räumen einrichten und sich dort um den täglichen Bedarf der Menschen kümmern, die zu unserer Großfamilie gehören. Zu den langfristigen Projekten, die der „Hilfe zur Selbsthilfe" dienen, müssten dann Programme stehen, die die Selbstständigkeit fördern. Es müssten zum Beispiel Verdienstmöglichkeiten geschaffen werden, kostenlose Bildung für Migrant*innenkinder in Missionsschulen, Bereitstellung der nicht genutzten landwirtschaftlichen Flächen der Kirchen oder Einbindung in kirchliche Gruppen.

Das alles bedarf einer uneingeschränkten Unterstützung durch die Mitglieder der Kirchen und der Partner aus dem Ausland. „Teilen" ist das Herzstück christlichen Lebens. Die praxisorientierte christliche Liebe ist durch die Covid-19-Pandemie neu herausgefordert. Christliche Liebe nimmt den anderen Menschen in den Blick und liebt den Nächsten wie sich selbst. Im Mittelpunkt der Mission Gottes stehen die Verletzlichen, die Bedürftigen und Entmutigten. Vor allem gelten die Worte von Jesus Christus auch für sie: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben".

Übersetzung: Ulrike Plautz

Joshuva A. Peter
ist Pastor in Chennai und Exekutivsekretär der United Evangelical Lutheran Church in Indien (UELCI).

Fotos: J. A. Peter (1), J. Böthling (1)

Proteste in Kolumbien fordern von der Regierung die Unterstützung der Armen

„Hier protestieren Menschen, weil sie Hunger haben“

Die Pandemie hat verheerende Folgen für die Menschen in Lateinamerika. Die Zahl der Opfer gehört weltweit zu den höchsten und auch die Armut wächst enorm. Aber es gibt Menschen, die sich wehren. Auch als Partner können wir etwas tun. Fragen an ***Diana Sanabria***, Referentin für Weltwirtschaft.

Wie ist derzeit die Situation in Kolumbien?

Diana Sanabria: Sie ist schwer für die Bevölkerung. Die Ausgangssperren sind immer noch sehr strikt und kein Mensch weiß, wie lange das noch so geht. Das hat weitreichende Folgen vor allem für die Menschen, die im informellen Sektor arbeiten. Für diejenigen, die ihr Geld etwa als Straßenverkäufer, auf Märkten oder Tagelöhner verdienen. Das sind immerhin 60 Prozent. Seit dem Lockdown haben sie nun überhaupt keine Einnahmen mehr. Es gibt kein Arbeitslosengeld und keine Sozialversicherung. Für einige Familien gab es zwar einmalig ein paar Pesos vom Staat, aber die Mehrheit der Betroffenen wird von den Zahlungen gar nicht erreicht, da die meisten nicht registriert sind, geschweige denn ein Bankkonto haben. Die Mittelschicht kann es sich vielleicht leisten für ein paar Monate zuhause zu bleiben. Diese paar Monate sind in Kolumbien aber auch schon vorbei. Wie die Krise zu meistern ist, weiß ich im Moment auch nicht.

Wie sieht es mit der gesundheitlichen Situation im Kolumbien aus?

Im Vergleich zu anderen Ländern Lateinamerikas steht Kolumbien, was das Gesundheitssystem betrifft, noch ganz gut da. Dennoch ist es so, dass viele keinen Zugang zu Krankenhäusern haben, einfach weil es keines in der Nähe gibt. Hinzu kommt, dass viele Krankenhäuser jetzt restlos überfüllt sind. Das habe ich auch innerhalb unserer Familie erlebt. Als mein Onkel an Corona erkrankt war, gab es im Krankenhaus kein freies Bett mehr. Man wollte ihn, wie bereits viele vor ihm, nach Hause schicken, aber seine Töchter drängten darauf, dass er bleiben kann. So musste er einen Tag und eine Nacht auf dem Stuhl verbringen, mit 86 Jahren. Zum Glück scheint er die Krankheit zu überstehen.

Die steigenden Infektionszahlen in allen lateinamerikanischen Ländern sind bedrückend. Wie ist die Situation dort insgesamt?

Derzeit steht der ganze amerikanische Kontinent im Focus der Pandemie. Es gibt heute (Stand: 5. 8. 20) über 9 Millionen Infizierte, allein in Lateinamerika über 5 Millionen. Ein Ende ist nicht in Sicht. Das hängt auch mit der lateinamerikanischen Entwicklung zusammen. Ein Drittel der Bevölkerung wohnt in Großstädten mit mehr als einer Million Menschen.

Menschen leben unter Bedingungen, die wir uns hier vielleicht nicht so vorstellen können. Was das bedeutet, wenn eine Familie auf 40 qm wohnt und dann über eine längere Zeit nicht raus darf, kann man sich vorstellen. In den Armenvierteln, den Favelas, Comunas, oder Villas ist das Infektionsrisiko natürlich noch einmal höher, weil der Abstand allein schon aufgrund der Wohnsituation in dicht bewohnten Vierteln nicht eingehalten werden kann. Und wie soll man die Hygieneregeln einhalten, wenn das Wasser knapp ist? Hinzu kommt die finanzielle Not. Es gibt keine Sicherheiten. Diese Situation, in der kein Mensch weiß, wie lange das noch dauert, erzeugt enormen Stress. Viele Frauen leiden unter häuslicher Gewalt. Alle Lebensumstände erhöhen das Erkrankungs- und Sterberisiko stark. Zumal unter diesen Bedingungen auch die Rate der Vorerkrankungen höher ist als in anderen sozialen Schichten. Zur Bevölkerungsgruppe, die am stärksten betroffen ist, gehören die sogenannten Afro-Latinos. Zurzeit haben die Menschen wirklich wenig Hoffnung und große Angst vor der Zukunft. In Lateinamerika haben Menschen protestiert, aber nicht weil sie Corona-Leugner sind, sondern weil sie Hunger haben. Aber es gab auch viel Solidarität. Menschen haben sich sofort organisiert und Geld gesammelt, Essen gekauft und es an Bedürftige verteilt. Das Engagement war und ist immer noch sehr groß und es ist berührend das zu sehen.

Foto: C. Wenn (2), L. Gonzalez/REUTERS (1)

Um die Lage zu verbessern, brauchen die Länder in Lateinamerika vor allem Geld und einen Schuldenerlass.

Welche wirtschaftlichen Auswirkungen wird das für die Bevölkerung haben?

Insgesamt wird für ganz Lateinamerika ein negatives Wachstum von minus 9,1 Prozent prognostiziert. 44 Millionen Menschen werden aufgrund der Pandemie zusätzlich arbeitslos. Man geht davon aus, dass 2,7 Millionen Unternehmen in Lateinamerika insolvent gehen. Man spricht bereits von einer verlorenen Dekade in der Entwicklung wie schon 2010.

Wenn Menschen so um ihr tägliches Überleben kämpfen müssen, können sie sich meist nicht auch noch politisch organisieren, um sich für ihre Rechte und eine andere Politik einzusetzen, oder?

Genau, das ist das große Problem. Die meisten sind zu sehr mit ihrem Überleben beschäftigt. Wenn man auf eine Demo geht, kann man nicht gleichzeitig als Straßenverkäufer arbeiten. Wenn man vor der Wahl steht, den Lebensunterhalt zu verdienen oder zur Demo zu gehen ist die Wahl klar. Viele haben anstrengende Jobs, müssen morgens früh zur Arbeit gehen und kommen erst spät wieder. Auch dann geht man nicht mehr auf eine politische Informationsveranstaltung. Wenn also ein Politiker kommt und dir ein T-Shirt schenkt, und das dann der einzige Politiker ist, den du gesehen hast, wird der eben gewählt. Das hat nichts mit Dummheit oder Unvermögen zu tun, sondern schlicht mit mangelnden Möglichkeiten an Zeit und Kraft.

Was könnte die Lage verbessern?

Immer wieder Geld, so simpel das klingt. Man muss in Gesundheitssysteme investieren, in Bildung und Sozialversorgung. Wenn Menschen Arbeit haben und versorgt sind, sinkt die Kriminalitätsrate. Wer zu essen hat, muss nichts klauen, so einfach ist das. Und dass ganz viel ins Gesundheitssystem gehen muss, ist während der Pandemie noch einmal sehr deutlich geworden. Natürlich wird Krankenhauspersonal krank, wenn zu wenig Masken oder Schutzkleidung da sind. Ein andere wichtiger Aspekt ist der Ausbau der Bildung. Das verbessert die Zukunftschancen junger Menschen fundamental. Wer eine bessere Bildung hat, interessiert sich auch für politische Entwicklungen. Ein weiterer wichtiger Punkt sind die tiefen Ungleichheiten, die abgebaut werden müssen. Es gibt wenige Reiche, die extrem reich sind, und viele Arme, das muss verteilt werden. Dazu gehört auch eine Landreform. Wenn man das mit einer guten Steuerreform begleiten kann, wäre das eine gute Perspektive. Leider ist es in dem heutigen Weltwirtschaftssystem so, dass die lateinamerikanischen Staaten die hohen Kredite bedienen müssen. Das heißt Steuern der Bevölkerung gehen zum Teil dafür drauf, dass Regierungen Schulden samt Zinsen abbezahlen. Das Geld geht ins Ausland und die Bevölkerung hat davon gar nichts. Ein Schuldenerlass ist nach wie vor nötig.

Was können wir als Partnerin tun?

Wir können die politische Bildung fördern und vor allem den Anliegen lateinamerikanischer Länder Gehör verschaffen. Das gelingt durch entwicklungspolitische Bildungsarbeit. Wichtig ist, dass wir durch Initiativen erreichen, dass endlich die Schulden erlassen werden. Deutschland ist ein Land, das Einfluss ausüben kann. So sollten wir uns auch dafür einsetzen, dass lateinamerikanische Staaten bei internationalen Abkommen nicht als Verlierer herausgehen, wie dies zum Beispiel gerade bei den Investitionsschutz abkommen geschieht, die ausschließlich private wirtschaftliche Interessen schützen und sowohl Menschenrechte als auch den Umweltschutz außer Acht lassen. Was unmittelbar wirkt ist tatsächlich auch: Geld spenden. Außerdem ist es gut, sobald es wieder möglich sein wird, nach Lateinamerika zu fahren, um mehr über die Lebenswirklichkeit der Menschen dort zu erfahren. Wichtig ist, dass die Menschen wissen, dass sie nicht vergessen sind, dass sie eine Stimme bekommen – und dass wir sie auch hören.

Interview: Ulrike Plautz

Diana Sanabria *ist Referentin für Weltwirtschaft im* Zentrum düe Mission und Ökumene.

Nach der Krise müssen wir neue Wege gehen

Die Covid-19-Pandemie zeigt auch in Nicaragua deutlich: Schon lange stehen gesellschaftliche Veränderungen an, um die Lebensbedingungen der armen Bevölkerung zu verbessern. Das sollten die Kirchen unterstützen.

Blanca Cortés Robles

Wie diese Frau sind die meisten Menschen in Nicaragua zu Fuß oder in öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs und damit einer hohen Ansteckungsgefahr ausgesetzt.

Nimm meine Gabe an, denn ich habe dein Angesicht gesehen, als hätte ich das Angesicht Gottes gesehen“ 1. Mose, 33 : 10

Im Jahr 2020 wurde die Welt von einem Virus überrascht, das aufgrund seiner hohen Ansteckungsgefahr schnell zu einer Pandemie wurde. Seitdem prägt Covid-19 unvorhergesehen die Lebensrealität der Menschen und hinterlässt bei vielen einen unerträglichen Schmerz. In dieser Situation zeigen sich die zwei Gesichter des Menschen: Auf der einen Seite steht Edelmut, Menschen, die für ihre Freund*innen ihr Leben geben würden, nach dem Vorbild Jesu. Zugleich treten Ungerechtigkeit, Machtmissbrauch und die Ge-fühllosigkeit der Menschen zutage, die die wirtschaftlichen und politischen Systeme sowie die Wissenschaft ihren egoistischen Ambitionen unterordnen. Mit der Folge, dass in unseren Ländern einer großen Mehrheit der Armen der Zugang zu medizinischen Leistungen und menschenwürdiger Behandlung verschlossen bleibt.

Blanca Cortés Robles *lebt in Managua und ist Dekanin an der Evangelischen Fakultät für Theologische Studien (FEET), dem Ausbildungsinstitut der evangelischen Kirchen Nicaraguas.*

Als globale Partner müssen wir uns als Teil eines großen Beziehungsgeflechts begreifen

In Krisenzeiten ist die geschwisterliche Solidarität gefordert. Ein Vorbild dafür ist die biblische Erzählung der Begegnung zwischen den Brüdern Jakob und Esau. Jakob hatte zunächst Angst vor seinem Bruder Esau, dem er mit einer List das Erstgeburtsrecht genommen hatte. Nach einer Zeit kam es doch zur Versöhnung (Genesis 33,10 ff). Seitdem gingen beide, wenn auch nicht gemeinsam, doch denselben Weg. Sie erkannten und schätzten sich. Mit dem gleichen Ziel vor Augen war es ihnen möglich, die Angst voreinander zu überwinden.

Krisen rufen uns zur Solidarität und gegenseitiger Unterstützung auf. Sie ermutigen uns, zu Fuß zu gehen. So ist es möglich, selbst in absurd erscheinenden Situationen Widerstand zu leisten, Schäden zu beheben und die besten Lösungen zu finden.

Auch in Nicaragua gehören Kinder zu denen, die am meisten von Armut als Folge der Pandemie betroffen sind.

Wenn wir uns als globale Partner sehen, heißt das, dass wir den eingeschränkten Blick auf das Leben, auf die Natur und auch auf uns selbst, hinter uns lassen können und uns als Teil eines großen Netzwerks und Beziehungsgeflechts begreifen, in dem Wissen, dass alles, was uns als Einzelpersonen widerfährt, auch das Kollektiv betrifft. Unser menschliches Verhalten hat immer auch Auswirkungen auf die ökologische Natur. Es gibt keine Grenzen. Alles ist mit allem verbunden.

Betroffene brauchen die Unterstützung, die wirklich hilft

Der Lockdown hat vielerorts auch positive Auswirkungen auf die Umwelt. So tauchten plötzlich wieder Tiere auf, die fast ausgestorben wären. Als Fabriken und Industrien ihren Verbrauch an Energie und Treibhausgasen reduzierten, hat sich die Umweltverschmutzung drastisch verringert.

Eine große Mehrheit der Stimmen ist sich einig, dass es notwendig ist, eine Zeit vor und nach dieser Krise zu markieren. Dazu gehört auch, uns bewusst zu machen, welchen Einfluss wir auf die Natur ausüben und in welcher Art und Weise wir mit ihr umgehen. Dieser vielschichtige und integrale Blick auf das Gefüge des Lebens und der Geschwisterlichkeit lässt uns erkennen, dass wir uns nicht isoliert ohne Unterstützung inmitten der Gefahr abschotten können, und das bedeutet, dass auch gefährdete Bevölkerungsgruppen Quarantäne benötigen, um sich zu schützen.

In Zeiten der Ausgangssperren geht es darum, dass Betroffene nicht diskriminiert oder ausgegrenzt werden, sondern dass sie die Unterstützung bekommen, die ihnen wirklich hilft. Familien, die in der „selbständigen Wirtschaft“, das heißt im informellen Sektor, arbeiten, brauchen Unterstützung in Form von Nahrungsmitteln, von Wasser und Medikamenten für ihre Kinder. Die normale Bevölkerung, die öffentliche Verkehrsmittel nutzt oder zu Fuß durch die Straßen geht, und sich dadurch einer hohen An-steckungsgefahr aussetzt, fordert uns heraus, in ihnen unsere Nachbarn zu erkennen, zu ihnen zu gehen, ihnen zu begegnen, in ihnen das Antlitz Gottes zu erkennen, einen Menschen, der leidet, und der darum kämpft, diese Krise unversehrt zu überstehen.

Es gibt viele verletzliche Gruppen, die schon lange auf unsere Veränderungen warten

Wenn wir als Kirche nach dieser Krise einen neuen Weg einschlagen, müssen wir über wirksame Strategien nachdenken, um ein lebendiges Zeugnis einer Kirche zu sein, die Liebe und Erlösung verkündet. Wenn wir also über Strategien der Unterstützung und Sicherheit nachdenken, heißt das nicht, sich der Gefahr auszusetzen, sondern sich bewusst zu werden, dass die Krise zwar global ist, aber nicht alle Menschen gleichermaßen betrifft. Das bedeutet: Wir müssen unseren Blick schärfen, um unser Handeln und unsere Aktionen auf die besondere Situation von Frauen und Kindern auszurichten, die Gewalt erfahren. Zu den Menschen, die unsere besondere Aufmerksamkeit brauchen gehören auch Migrant*innen, deren Menschenrechte in Gefahr sind. Dazu gehören Menschen, die wegen ihrer sexuellen Ausrichtung diskriminiert werden und viele andere verletzliche Gruppen. Alle – und nicht zuletzt auch die Erde – warten auf unsere Veränderungen im Denken und Handeln. In Krisenzeiten über Partnerschaft nachzudenken, ist nicht einfach: Es erfordert Bewusstsein, Vorbereitung, Ausbildung, Strategien und natürlich aktive Liebe, die es uns erlaubt, uns als Teil eines globalen Hauses, des ökumenischen Hauses, zu sehen, in dem jeder Mensch zählt. Es ist die Kraft der Ruah (des Geistes, *Anm. d. Red.*), jene Energie, die zur Verwandlung kommt. Sie regt uns dazu an, „in neuen Zungen zu sprechen“, neue Worte zu finden, die uns auf diesem Weg der Versöhnung und der Begegnung mit den Geschwistern begleiten.

Übersetzung: Claudia Hug / Marcia Palma

Fotos: B. Cortés (2), C. Wenn (1), J. C. Ulate/REUTERS (1)

Foto: J. Böthling

Die Bedeutung der Kirche ist weiter gewachsen

Kirchen hatten in Ghana schon immer eine wichtige Rolle. In der Covid-19-Pandemie ist ihre Bedeutung auch für die Regierung noch größer geworden.

Agnes Quansah

In einer globalen Krise wie der Covid-19-Pandemie wird einmal mehr deutlich, wie wichtig die Stimme der Kirchen ist. Das gilt auch für die Politik. Die Regierung sucht ausdrücklich den Rat der Kirchen. Sie gelten als überparteilich und vertreten die religiöse Ebene. Dies hat für die Menschen in Ghana eine enorme Bedeutung. Zusammen mit der Regierung sorgen die einflussreichen Kirchen dafür, dass die Gesundheits- und Präventionsmaßnahmen zum Schutz der Bevölkerung vor der Pandemie auch umgesetzt werden.

Die Kirchen unterstützen bereits auf ihren Internetseiten das Einhalten der vorgeschriebenen Sicherheitsmaßnahmen. Alle Kirchen haben sich an die Richtlinien der Regierung gehalten und virtuelle Gottesdienste gefeiert. Dabei haben sie stets betont, dass alle Gläubigen während der Pandemie sicher und gesund bleiben sollen. Durch das Tragen von Masken demonstrieren die Pastor*innen und Kirchenleitenden, wie wichtig die Regeln sind. Bevor die Kirchen ihre Gottesdienste wieder aufgenommen hatte, traf sich die Regierung mit der Leitung der verschiedenen Kirchen, um über mögliche Maßnahmen zur Gewährleistung der Sicherheit aller Gemeindemitglieder zu diskutieren. Zurzeit wird überlegt, wie Gottesdienste mit Besucher*innen unter bestimmten Hygiene- und Abstandsregeln stattfinden können.

Insgesamt sind die Kirchen zur ökumenischen Zusammenarbeit bereit. Zu ihnen gehören der Christliche Rat von Ghana, der Pfingst- und Christenrat, die Katholische Bischofskonferenz, die Nationale Vereinigung charismatischer und christlicher Kirchen und andere ökumenische Gremien. Alle haben eine hohe Anhängerschaft und großen Einfluss. So bat der Präsident die Kirchen verschiedener Traditionen und Mus-lime, für die Gesundheit der Menschen zu beten. Diese Gebete richteten sich nicht nur an Gläubige, sondern auch an Angehörige der Gesundheitsberufe und Virologen. Das zeigt, dass in Ghana nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die spirituelle Perspektive in dieser Krise eine wichtige Rolle spielt.

Sofort haben die Kirchen Lebensmittel und Geld an Betroffene verteilt

Auch in Ghana gab es eine zweiwöchige Ausgangssperre. Daran konnten sich die meisten Menschen jedoch nicht halten. Sie leben von der Hand in den Mund, mussten also ihren Kleinhandel weiterbetreiben, um sich und ihre Familien ernähren zu können. Also hat die Regierung einen Covid-19-Fonds eingerichtet, um die Armen und Bedürftigen während der Krise mit Nahrungsmitteln oder Bargeld zu versorgen. Auch die Kirchen haben sofort reagiert, indem sie Lebensmittel zur Verfügung stellten, Betroffene entweder direkt finanziell unterstützten oder Geld für den Covid-19 Fond der Regierung spendeten. Zudem wurden Notrufe bereitgestellt, über die Menschen finanzielle Unterstützung anfordern konnten. Manche Kirchen stellten außerdem Teile ihrer Infrastruktur zur Verfügung. So bot die Pfingstkirche ihr Gemeindezentrum (PCC) zur Be-handlung und Isolierung von Corona-Infizierten an. Dass mitgliederfinanzierte Kirchen nicht nur ihre Mitglieder unterstützten, sondern allen Betroffenen Hilfsgüter zur Verfügung stellten, wurde von der Gesellschaft als Geschenk an alle geschätzt.

Einige religiöse Gruppen und verschiedene kirchliche Gremien organisierten allerdings auch ein dreitägiges nationales Fasten mit Gebeten in dem Glauben, die Menschen so vom Virus befreien zu können. Auch gab es immer wieder Stimmen, die behaupteten, Gott wolle mit dem Virus die Welt für ihre Sünden bestrafen. Sie verglichen die Zeit mit der Sintflut zur Zeit Noahs.

Zusammenarbeit mit der Regierung ist wichtig, zum Wohle der Bevölkerung

Die meisten Prediger, wie Pastor Mensah Otabil, sind allerdings nicht der Meinung, dass Gott dieses Virus in die Welt geschickt hat, um sie zu zerstören. Vielmehr ermutigten sie die Menschen, ihre Hoffnung nicht zu

Fortsetzung auf Seite 18

Verkündigung im Kleinformat: In Ghana verfolgen Kindern während des Lockdowns einen Live-Gottesdienst auf dem Smartphone.

Fotos: C. Wenn (1), www.adpic.de (1), A. Quansah (1), F. Kokoroko/REUTERS (1)

Agnes Quansah
aus Gomoa Nyanyano in Ghana ist zurzeit Stipendiatin an der Missionsakademie der Universität Hamburg. Vorher war sie in Accra am Department for the Study of Religions an der University of Ghana tätig.

verlieren und auch in der Krise auf Gott zu vertrauen. Um die Menschen mit ihrer Botschaft zu erreichen, hielten sie ihre Gottesdienste über elektronische Medien. So konnten die Gläubigen bequem von zu Hause aus daran teilnehmen. Die ökumenischen Einrichtungen in Ghana haben also mit der Regierung zusammengearbeitet, um die Ausbreitung des Virus zu verringern. Und sie haben Solidarität gezeigt, indem sie sich selbst an die Hygiene- und Abstandsmaßnahmen gehalten haben. Früher dauerten Gottesdienste in der Regel drei bis vier Stunden. Jetzt dauern sie nur noch eine Stunde, zugelassen sind nur einhundert Besucher*innen, alle tragen einen Mund-Nase-Schutz.

In der Krise hat sich gezeigt, dass es mit einer gut funktionierenden Kooperation zwischen ökumenischen Gremien und der Regierung gelingen kann, Maßnahmen zum Wohle der Bevölkerung umzusetzen. Das sollte auch in Zukunft so bleiben. Dadurch ist gewährleistet, dass spirituelle Anliegen der Menschen und ihr Bedürfnis nach Hoffnung ernst genommen werden. Trotzdem gibt es einige Dinge, die sich in Zukunft noch verbessern ließen. So sollten die Kirchen auf nationaler Ebene noch gendergerechter vertreten sein. Hier sind Frauen immer noch unterrepräsentiert. Außerdem sollten auch die Stimmen der Ausgegrenzten noch stärker Gehör finden. Denn zur Hauptaufgabe der Kirchen gehört es dafür zu sorgen, dass alle Menschen ein Leben in Fülle haben.

In Ghana leben etwa 28.500.000 Menschen. 71,2 Prozent gehören der christlichen Religion an. 17,6 Prozent sind Muslime, 5,2 Prozent sind Mitglieder traditioneller afrikanischer Religionen und 0,8 gehören anderen Religionsgemeinschaften an.

Übersetzung: Ulrike Plautz

Vor allem in stürmischen Zeiten braucht man einen gemeinsamen Kompass, an dem man sich ausrichten und orientieren kann.

ALL AFRICA CONFERENCE OF CHURCHES
CONFERENCE DES EGLISES DE TOUTE L'AFRIQUE

Lasst uns Ubuntu leben!

Zehn theologische Thesen zur Covid-19-Pandemie

Theologie ist „God-Talk". Sie reflektiert, wie wir in verschiedenen Situationen über Gott sprechen. Die Covid-19-Pandemie fordert uns stark in unserem Glauben heraus. Seitdem das Virus im Dezember 2019 ausgebrochen ist, kämpft die gesamte Welt gegen diese beispiellose Krankheit. Mit ihren schweren wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen hat Covid-19-Verschwörungstheorien, Spekulationen und unterschiedliche theologische Interpretationen auf den Plan gerufen. Als Gesamtafrikanische Kirchenkonferenz haben wir zehn theologische Thesen erarbeitet, um die afrikanischen Kirchen in ihrem Denken und Handeln zu unterstützen. Allen voran steht die Erkenntnis, dass Gott schlechte und gute Dinge in der Welt geschehen lässt.

These 1: Spekulationen über Ursprung und Zweck von Covid-19 sind reine Vermutungen

„Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der HERR; sondern so viel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege und meine Gedanken denn eure Gedanken" (Jesaja 55, 8-9).

In Zeiten der Bedrängnis und Verwirrung suchen Menschen nach Ursprung und Zweck des Unglücks. Theologische Interpretationen stützen sich meist auf Bibelstellen. Doch längst nicht alle Erklärungen sind haltbar, selbst wenn sie mit Zitaten oder anderen Beweistexten untermauert sind. So kursieren in den Kirchen, den Medien und sozialen Netzwerken Spekulationen über Covid-19 als Zeichen der Endzeit, als Strafe Gottes für unsere Sünden wie beispielsweise ein ausschweifendes Sexualleben. Schon in der Vergangenheit haben sich solche Erklärungen als falsch erwiesen.

These 2: Wir müssen jeden Propheten prüfen

„Auch von den Propheten lasst zwei oder drei reden, und die andern lasst darüber urteilen" (1. Korinther 14, 29).

Falsche Propheten und religiöse Scharlatane nutzen Krisenzeiten wie die Covid-19-Pandemie, um Gläubige mit einer Religion der Angst zu terrorisieren. Sie behaupten, Visionen und Zeichen erhalten zu haben, um selbst nicht in Frage gestellt zu werden. Gegen diese Gefahr warnt uns die Bibel. Wir lesen: „Geliebte, glaube nicht jedem Geist, sondern prüfe die Geister, um zu sehen, ob sie von Gott sind, denn viele falsche Propheten sind in die Welt hinausgegangen" (1. Johannes 4,1). Alle gewissenhaften Gläubige und demütige Forschende sind in der Lage, Personen und Lehrende zu beurteilen. Der Geist Gottes spricht nie gegen sein Wort.

These 3: Apokalyptische Erklärungen der Pandemie lehnen wir ab

„Von jenem Tage aber oder der Stunde weiß niemand, auch die Engel im Himmel nicht, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater" (Markus 13, 32).

Diese Pandemie ist nicht die erste in der Geschichte, doch jedes Mal gab es Versuchungen, die außergewöhnlichen Ereignisse apokalyptisch zu interpretieren, zum Beispiel den Millenniumswechsel im Jahr 2000. Wir wissen, dass diese Interpretationen falsch waren, denn die Welt existiert weiter und Jesus ist noch nicht zurückgekehrt. Er verbot seinen Jüngern, den genauen Zeitpunkt seiner Rückkehr vorherzusagen. Sie sollten lieber mit ihrer Arbeit fortfahren, als ob er nicht käme, denn Jesus wird zu der Zeit kommen, zu der man es am wenigsten erwartet. Darauf sollten wir als Christ*innen in freudiger Hoffnung auf ewige Erlösung warten und nicht voller Angst vor einer Strafe und Verurteilung.

These 4: Gott verspricht uns, auch bei Leid und Tod mit uns zu sein

„Dies habe ich mit euch geredet, damit ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden" (Johannes 16, 33).

Fortsetzung auf Seite 20

Jesus hat nie ein Leben ohne Leid und Tod versprochen. Die aktuelle Herausforderung besteht darin, wie wir in Frieden leben können und uns der Gegenwart und Fürsorge Gottes sicher sein können, trotz allen Leids und Sterben. Unsere Theologie muss die Tatsache anerkennen, dass Gott selbst bei Covid-19 mit uns ist. Vielleicht beten wir lieber um Gottes Gnade, damit wir „aus dem Kelch trinken“ können, ohne unseren Glauben zu verlieren. Unser Friede und unsere Botschaft lautet: „Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch irgendeine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn“ (Römer 8,38-39).

These 5: Covid-19 ist ein Weckruf

„Darum heißt es: Wach auf, der du schläfst, und steh auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten. So seht nun sorgfältig darauf, wie ihr euer Leben führt, nicht als Unweise, sondern als Weise, und kauft die Zeit aus, denn die Tage sind böse. Darum werdet nicht unverständig, sondern versteht, was der Wille des Herrn ist“
(Epheser 5, 14-17).

Covid-19 hat Furcht und Besorgnis ausgelöst. Weltweit sind Wirtschafts-, Finanz- und Gesundheitssysteme herausgefordert. Wir müssen unsere Lebensweise, Zusammenarbeit und Verantwortung in der Welt neu überdenken. Wissenschaftler arbeiten hart an Heilmitteln und Impfstoffen. Angehörige der Gesundheitsberufe erfahren mehr Wertschätzung. Sie riskieren ihr Leben, um andere zu retten. In Afrika leben traditionelle Praktiken in der Heilung und Pflege wieder auf. Wir sind uns der globalen Verbundenheit und gegenseitigen Abhängigkeit stärker bewusst als früher. Auch die Rolle des Glaubens wurde aufgewertet. Wir erkennen: Unsere Hilfe kommt vom Herrn (Psalm 121,1-2).

These 6: Covid-19 fordert unsere Solidarität mit den Schwachen

„Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“ (Matthäus 25, 40).

Covid-19 wirkt sich unterschiedlich auf die Menschen aus. Die Pandemie erinnert die Kirche daran, ihren Aufruf zur Solidarität mit den Schwächsten ernst zu nehmen. Die Armen, Obdachlosen, Arbeitslosen, Flüchtlinge und Vertriebenen leiden mehr als Besserverdienende. Mit den Ausgangssperren steigt die Gewalt gegen Frauen und Kinder. Menschen mit Behinderungen werden nicht angemessen betreut. Wer Covid-19 überwunden hat, wird oft stigmatisiert. Die Kirchen in Afrika sind im Geiste von Ubuntu aufgerufen, Jesus zu dienen, indem wir den Menschen in unserer Mitte dienen, die zusätzliche Aufmerksamkeit benötigen. Wir danken Gott, dass viele Kirchen dies tun.

These 7: Ein Leben im Überfluss gibt es nur für alle

„Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und volle Genüge“ (Johannes 10, 10).

Viele verbinden das von Jesus verheißene „Leben im Überfluss“ mit materiellen Dingen. Das endlose Streben nach Reichtum und Gier führen aber zu Korruption und Egoismus. Der Ausbruch von Covid-19 hat uns gelehrt, dass wir das meiste, was wir besitzen und nach dem wir streben, niemals brauchen. Wir fordern unsere Entscheidungsträger auf, sich auf die wichtigen Dinge des Lebens zu konzentrieren und in soziale Dienste zu investieren, insbesondere in die prekären afrikanischen Gesundheitssysteme. Paulus lehrt uns in 1. Timotheus 6,8, dass die Menschen sich um die Grundlagen des Lebens (Nahrung, Kleidung, Gesundheit, Obdach) kümmern sollten. Ein Leben im Überfluss ist nur möglich, wenn es für alle gilt.

These 8: Physische Distanz braucht neue Formen des Gemeindelebens

„Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“
(Matthäus 18, 20).

In vielen Ländern wurden Gottesdienste in physischen Strukturen verboten. Wo sie noch erlaubt sind, unterliegen sie strengen physischen Einschränkungen. Dies stellt die Frage, wie wir uns in Zukunft als Gemeinde treffen. Wie können wir die Gegenwart Jesu unter uns so leben, wie es uns verheißen wurde. Wie feiern wir die Sakramente, wenn wir uns nicht gemeinsam in einem Raum befinden? Wie nutzen wir die Chance, das soziale Zusammensein virtuell zu praktizieren? Auch das Zuhause als Ort der Anbetung für die Familie müssen wir neu überdenken. Wir sind gespannt, wie sich dieses neue Phänomen auf unser Zusammenleben als Gemeinde nach der Pandemie auswirken wird.

These 9: Wir müssen Rituale der Trauer und Bestattung überdenken

„Als Jesus sah, wie sie weinte und wie auch die Juden weinten, die mit ihr kamen, ergrimmte er im Geist und erbebte“ (Johannes 11, 33).

Die Teilnahme Jesu an einer Beerdigung zeigt, wie wichtig es ist, die hinterbliebenen Familien zu unterstützen. Dies ist eine Botschaft der Hoffnung und der Gewissheit über das Leben nach dem Tod. Wie können Christ*innen dieser Pflicht jetzt nachkommen? Gerade in Afrika ist eine Beerdigung ein hoch emotionales, soziales, spirituelles und öffentliches Ereignis. Verwandte und Freund*innen reisen aus aller Welt an. Dies hat in der Vergangenheit aber auch zur Kommerzialisierung und Zurschaustellung von Trauerfeiern geführt. Wir müssen eine neue theologische Erzählung finden, die den Bedürfnissen aller Trauernden gerecht wird, ob sie dabei sind oder das Ereignis verpassen.

These 10: Wir nehmen Regierungen in die Pflicht

„Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem König als dem Obersten oder den Statthaltern als denen, die von ihm gesandt sind zur Bestrafung der Übeltäter und zum Lob derer, die Gutes tun (1 Peter 2, 13-14).

Die Regierungen haben die Pflicht, die Bürgerinnen und Bürger vor Covid-19 zu schützen. Erkrankten müssen sie die notwendige Behandlung, Pflege und Sicherheit gewährleisten. Aus diesem Grund sagt die Bibel, dass Regierungen von Gott eingesetzt sind und respektiert und befolgt werden sollten (Römer 13). Die Kirchen halten sich also an Regierungsmaßnahmen, um der Ausbreitung des Virus entgegenzuwirken. Einige Regierungen erfüllen ihre Pflicht, andere sind jedoch korrupt, nachlässig oder unterdrückend. Die Kirche hat die prophetische Pflicht, den Staat an gerechte und faire Maßnahmen zu erinnern. Sie tritt für ein Leben in Würde ein, verurteilt brutale Maßnahmen gegen das Volk sowie Missbrauch und Korruption. Dies ist kein Akt der Untreue oder des Ungehorsams, sondern zentrale Aufgabe der Kirche.

„Die Regierungen haben die Pflicht, die Bevölkerung vor Covid-19 zu schützen“. Zu den Risikogruppen zählen auch Indigene, wie etwa die Maasai aus dem Reservat Narok County in Kenia.

Foto: T. Mukoya/REUTERS (1)

Jetzt erst recht!

In dieser Zeit, die weltweit viel Leid, Unsicherheit und Spannung erzeugt, wird deutlich: Nicht die christlichen Partnerschaften sind in der Krise, sondern jetzt zeigt sich, wie lebendig und tragfähig die Beziehungen sind.

Christian Wollmann

Auch in diesem Augenblick leiden und sterben Menschen an Covid-19 und seinen gesellschaftlichen Folgen. Die Pandemie beeinflusst unser Leben – weltweit und auf noch unbestimmte Zeit. Wie wohl selten zuvor wird in diesen Monaten auch in den ökumenischen Partnerschaften unsere Verbundenheit in geteilter Verletzlichkeit und gemeinsamer Weltverantwortung sichtbar. Diese Situation hat dazu geführt, dass an unzähligen Orten der Welt über Sinn und Wert unserer Partnerschaften nachgedacht wird. Auch die Artikel in dieser Ausgabe der *weltbewegt* zeugen davon.

An vielen Stellen hat die Krise uns auf das, man könnte sagen, Wesentliche zurückgeführt. Angesichts der weltumspannenden Notlage wurde bald deutlich, dass wir zu wenig Geld geben konnten, um umfassend helfen zu können. Dennoch oder gerade dadurch wurde die Gabe zu einem Zeichen der Anteilnahme und Solidarität, in aller Hilflosigkeit. Und, unsere Hilfe war es oft auch gar nicht, die gesucht wurde. So gingen viel weniger Bitten um finanzielle Unterstützung ein als erwartet. Das bisweilen Geschäftsmäßige der Beziehungsarbeit trat in den Hintergrund und die Erfahrung des Gegenseitigen in den Mittelpunkt. Wir erlebten und erleben gegenseitige Anteilnahme, Interesse und Fürbitten. Wir alle waren Zuhause im Lockdown, suchten alle nach neuen Ausdruckswegen, waren alle betroffen bis in unsere Glaubensexistenz hinein und entdeckten so, dass es möglich war, den Glauben virtuell und doch echt zu teilen. Wer hätte gedacht, dass über digitale Kanäle eine echte geistliche Gemeinschaft spürbar werden könnte. Ich hätte es nicht für möglich gehalten: da gab es ein Wort, das trifft, ein Segen, der berührt über eine Distanz von tausenden Kilometern mit Gemeindemitgliedern auf verschiedenen Kontinenten.

Dr. Christian Wollmann *ist Direktor des* Zentrums für Mission und Ökumene.

Auf dieser Basis können auch schwierige Punkte geklärt werden

Wir erleben eine weltweite Krise, die viel Leid, Unsicherheit und Spannung erzeugt. Gerade in ihr zeigt sich für viele, dass sich die weltweite Verbundenheit der christlichen Geschwister und Kirchen in Freundschaft und Solidarität bewährt hat und trägt. Nicht unsere Partnerschaften sind in der Krise, sondern in der Krise zeigt sich, wie lebendig und beständig unsere Partnerschaften sind. Für unsere ökumenischen Beziehungen wird es in der kommenden Zeit darauf ankommen, das Gute zu behalten, das sich gerade in den letzten Monaten in unserer weltweiten Verbundenheit gezeigt hat. Auf dieser Basis können auch schwierige Aspekte und Fragen in unseren Beziehungen geklärt werden, die in dieser besonderen Situation auch deutlicher geworden sind. Die Rolle von Geld wäre ein Thema, die Dekolonisierung unserer Kommunikation zum Beispiel ein weiteres.

Wenn es aber drauf ankommt, hält und trägt das Netz der weltweiten Beziehungen. Das stimmt froh, denn diese Erfahrung kann die Basis für ganz neue Möglichkeiten werden, unsere weltweiten kirchlichen Beziehungen zugleich spirituell und weltgestaltend zu füllen, angesichts einer globalen Pandemie, die tätiges Handeln herausfordert und Glaubensgeschwister gemeinsam beten lässt. So werden wir als der eine weltweite Leib Christi in gegenseitiger Ermutigung und Unterstützung an unseren Orten an der Seite der Leidenden, Sterbenden und Hoffnungslosen stehen können.

Fotos: C. Wenn (3)

Wir dürfen andere nicht zum Objekt machen

Das Motiv für Partnerschaft sollte nicht die Absicht sein, das Problem des anderen zu lösen. Partnerschaft zielt auf Gerechtigkeit und bedeutet Teilhabe.

Anton Knuth

Fidon Mwombeki, der Generalsekretär des Gesamtafrikanischen Kirchenrates (AACC), hat den pauschalen Vorwurf einer Komplizenschaft von Mission und Kolonialismus zurückgewiesen. „Meine tansanischen Landsleute waren durchaus in der Lage, den Unterschied von Kolonialherren und Missionaren zu erkennen“, argumentiert er. Das frühere Ratsmitglied der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) wendet sich damit gegen eine neue Art des Paternalismus, die meint, das Christentum durch die Verstrickung in den Kolonialismus als illegitim abwerten zu können. Natürlich wird nicht nur in Tansania der Abzug der Kolonialherren und die damit verbundene staatliche Unabhängigkeit gefeiert. Auch in den Inselstaaten etwa des Südpazifiks ist es so. Aber ebenso feierlich wird dort zugleich der Ankunft des Evangeliums mit den ersten Missionaren gedacht. Wie das zusammen passt?

Heute sehen wir durch den Vergleich unterschiedlicher Kontexte klarer, dass die neuzeitliche Christianisierung in Teilen des globalen Südens weniger durch kolonialen Zwang erfolgte oder durch die Wirkmächtigkeit sich selbst zuweilen überschätzender Missionare erreicht wurde. Vielmehr geht der Beginn der Kirchenbeziehungen zurück auf die Suche der Menschen vor Ort nach neuen Lebens- und Segenskräften. Aufgrund ihrer bereits bestehenden Religiosität entschieden sie sich für den christlichen Glauben, gerade weil sie Befreiung erstrebten aus Kolonialismus, aber auch alten feudalen Abhängigkeiten, Ängsten vor numinosen Mächten oder kriegerischen Konflikten.

Dennoch mussten sich mit der Dekolonisierung der Länder des Südens nach dem 2. Weltkrieg auch die in der Missionsbewegung geknüpften Beziehungen verändern. Der Begriff „Partnerschaft“ bot sich dazu auf der Weltmissionskonferenz in Whitby 1947 als ein postkolonialer Hilfsbegriff an, der die Beziehungen zwischen Alten und Jungen Kirchen neu ordnen sollte. Von den aus der neuzeitlichen Missionsgeschichte hervorgegangenen Kirchen wurde aber weniger dieser weltliche Begriff verwendet, sondern zum eigenen Kontext besser passende Bilder der Geschwisterlichkeit oder Familiarität. Theologisch ging man von dem einen Leib Christi (1. Korinther 12) oder der Gemeinschaft am Evangelium als koinonia (Philipper 2,5) aus. Zunehmend galt es im Zusammenhang mit der Nationenwerdung der ehemaligen Kolonien die Kluft zwischen Arm und Reich, Erster und Dritter Welt, Kapitalismus und Sozialismus zu überbrücken. Es ging um Solidarität im Kampf um Befreiung von Apartheid, Diktatur und wirtschaftlicher Ausbeutung. Die Partnerschaftsarbeit war zugleich Anti-Rassismus- und Antikolonialismus-Arbeit, wie besonders auf der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) 1968 in Uppsala deutlich wurde. Internationale Kirchenpartnerschaft lebt von einem diakonischen Handeln, das auf Gerechtigkeit und einer „Option für die Armen“ zielt, wie es 1980 in Melbourne formuliert wurde. Ökumenisches Lernen beinhaltet dabei zugleich die Entwicklung von Lebensalternativen ohne bestehende wirtschaftlich-kulturelle Asymmetrien aufheben zu können.

Ethische Positionen der Partner unterscheiden sich heute deutlicher

Dieses Verständnis einer ganzheitlichen Mission hat die Partnerschaftsbewegung unserer Gemeinden und Kirchenkreise viele Jahrzehnte beeinflusst. Allerdings hat sich zwischenzeitlich nicht nur das Christentum in Afrika bemerkenswert gewandelt. Anstelle einer politischen Theologie der Befreiung

ist es auch in Lateinamerika, in Asien oder dem Pazifik vielfach charismatisch indigenisiert worden *(d. h. „etwas Fremdes“ wurde übernommen und in die eigene traditionelle Kultur als „etwas Eigenes“ eingebunden, Anm. d. Red.).*

Die Wertschätzung der lebensrettenden biblischen Botschaft, die in den nicht-europäischen Kirchen allergrößte Bedeutung hat, spiegelt sich in Liedern, Gebeten, Tänzen, Weisheitssprüchen oder Autoaufschriften wider. Auch solch enthusiastische Formen des Glaubens beinhalten die Hoffnung auf Befreiung. Diese wird aber weniger in politischen Begriffen, sondern auf traditionell-spirituelle Weise formuliert. Nicht nur die Frömmigkeitsstile, auch die ethischen Positionen der Partner unterscheiden sich heute voneinander deutlich sichtbarer als früher. Gelegentlich gescheiterte Projekte oder zweckentfremdete Gelder haben zusätzlich zu Irritationen geführt. Allerdings ist es fraglich, ob die darauf antwortende Verrechtlichung des Projektgeschäfts noch dem Gedanken der Gleichrangigkeit der Partner gerecht werden kann. Vielmehr drohen durch die Anwendung staatlicher Vergabekriterien und einer Ökonomisierung der Projektarbeit, sowohl die Partner als auch hiesige Gruppen einem neuen Paternalismus der Professionalisierung ausgesetzt zu werden. So können Ehrenamtliche, die kleinere Projekte auf Gemeindeebene durchführen wollen, oft den Antragsformalitäten nicht gerecht werden. Vor allem liegt die Gefahr dieser Professionalisierung darin, dass arme und institutionell schwach aufgestellte Partner aus der Förderung herausfallen, weil sie den Kriterien nicht entsprechen können. Das Machtgefälle zwischen Gebenden und Empfangenden wird so wieder vielfach restauriert, entgegen der Visionen eines Teilens der materiellen oder auch kulturell-immateriellen Gaben („Sharing of Resources“), wie es bei der ÖRK-Konferenz in El Escorail 1987 formuliert wurde.

Partnerschaftsarbeit im kirchlichen Kontext ist nicht denkbar ohne Begegnung unterschiedlicher Menschen in zuweilen asymmetrischen Lebensverhältnissen. Wie lassen sich in diesen Begegnungen positive Veränderungen ohne paternalisierendes Handeln befördern? Wie stark sollen die Geldgeber sich mit ihren Vergabekriterien in die Agenda der Partnerkirchen einmischen? Oder sollten sich die Missions- und Ökumenewerke wieder stärker auf ihre kirchliche, gottesdienstliche oder gemeindepädagogische Basis besinnen und das Projektgeschäft lieber dem professionalisierten Entwicklungsbereich überlassen? Aber kann es christliche Partnerschaft geben ohne ein Handeln, das von einem Austausch auch der materiellen Gaben mit dem Ziele einer Lebensverbesserung geleitet ist? Gehören nicht immer Gottesdienst und Diakonie, Gottes- und Nächstenliebe unauflöslich zusammen? Nicht nur Jugendliche sind schnell zu gewinnen für die Partnerschaftsarbeit, wenn sie etwas bewirken können mit einem Spendenlauf zum Bau der Schulmensa oder um Dörfer an das Wassernetz anzuschließen. Wie lässt sich verhindern den Anderen dabei als defizitär, sondern als Gewinn zu sehen? Eine einseitige Ausrichtung auf das Helfen und damit einhergehend eine unreflektierte Ausübung von Macht bliebe aber sowohl im Jugendaustausch als auch bei professionellen Entwicklungswerken ein Problem. Das Motiv für Partnerschaft sollte nicht die Absicht sein, das Problem des anderen lösen zu wollen. Partnerschaft bedeutet Partizipation und Teilhabe.

Nie waren Austausch und gegenseitige Fürbitte so gleichzeitig wie jetzt

Partnerschaften auf Gemeinde- oder Kirchenkreisebene ebenso wie etwa das *Zentrum für Mission und Ökumene* der *Nordkirche*, die Missionsakademie oder das Evangelische Missionswerk ermöglichen Lernerfahrungen, die durch eine rein monetäre Unterstützung nicht denkbar wären. Der jeweils verschiedene Kontext macht es zwar schwierig, direkt Überzeugungen oder Frömmigkeitsstile von hier nach da zu übertragen. Aber darin liegt gerade der Gewinn, da sich die christliche Gemeinde als eine Gemeinschaft kulturell und religiös Verschiedener konstituiert (vgl. Apostelgeschichte 11; Galater 3,28), die sich jeweils auf ihre Weise berufen wissen nach dem Reiche Gottes zu suchen. Ohne bestehende Asymmetrien und Fremdheiten zu überdecken, gilt es Victor Azarias Plädoyer der Freundschaft, mit dem er auf der Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1910 berühmt wurde, neu zu entdecken: „Give us friends“. Den Anderen nicht als Objekt, sondern als handelndes Subjekt zu sehen, diese Aufgabe verbindet sowohl das historische Verständnis der neuzeitlichen Missionsgeschichte als auch internationaler

Fotos: C. Wenn (1), Valeriano/LWB (1), A. Knuth (1)

Es ist die Begegnung zwischen Menschen, die die Mission, die Partnerschaft und Freundschaft miteinander verbindet. Möglichkeiten dazu gibt es viele, so wie hier auf dem Schlussgottesdienst beim Treffen des Lutherischen Weltbundes 2017 in Namibia.

Kirchenbeziehungen. Partnerschaft ohne die Absicht freundschaftlicher Beziehungen kann es auf Dauer nicht geben. Gerade die gegenwärtige weltweite Corona-Krise zeigt, dass freundschaftliche Beziehung und Anteilnahme auch mittels der neuen Medien möglich werden. Nie waren der Austausch und die gegenseitige Fürbitte so gleichzeitig wie jetzt.

Partnerschaft zielt auf eine gerecht machende Lebensweise

Zwischenkirchliche Partnerschaft ist aber mehr als eine auf Sympathie beruhender Freundschaft. Vielmehr gewinnt sie Festigkeit und Kontinuität durch Partnerschaftsverträge, die über den Tag hinaus Verabredungen wachhalten, auch wenn Corona die finanziellen Möglichkeiten schmälert oder persönliche Besuchsreisen auf längere Zeit schwer macht. Auf diese Weise unterliegt Partnerschaft nicht kurzfristigen Stimmungsschwankungen, sondern kann auch über Krisenzeiten, Irritationen oder gar den Wechsel der Generationen hinweg gelebt werden. Ökumenische Partnerschaft ist weder ein einseitiges Geschäftsmodell noch reine Philanthropie Einzelner. Es geht vielmehr um den kirchlichen Auftrag auch über Grenzen hinweg für Themen einzutreten wie Gerechtigkeit, Bildung, Nachhaltigkeit, Chancengleichheit, Gesundheit und Heilung als Rahmen für die konkreten Ziele der Partnerschaft in dieser globalen aber auch verletzlichen Welt. Themen sollten dabei nicht einseitig festgelegt werden, sondern ökumenische Partnerschaft lebt von dem Umgang mit dem Anderen. So braucht es zuweilen Geduld und Unerschrockenheit sich auch mit sperrig oder problematisch erscheinenden Positionen zu befassen. Aber Christen stiften Beziehungen mit den ihnen Fremden und nicht Gleichen und ersetzen so Angst vor Überfremdung durch Freundschaften. Diese Freundschaften wissen sich durch Christi Liebe in einen größeren Zusammenhang gestellt. So kann ein tiefer begründetes Vertrauen entstehen, aus dem heraus auch blinde Flecken oder versteckte Kontinuitäten von Kolonialismus, Patriarchalismus oder Rassismus aufgedeckt werden können. Sowohl magere als auch fette Jahresringe lassen den Schatz der gemeinsamen Erfahrungen wachsen. Partnerschaft geht über in Freundschaft und umgekehrt, weil sie auf eine gerecht machende, dem Evangelium entsprechende Lebensweise zielt.

Dr. Anton Knuth
ist geschäftsführender Studienleiter der Missionsakademie und Pastor der Nordkirche

„Öffnet die Grenzen“, steht auf dem Protestplakat an der Polnisch-Deutschen Grenze in Gubin, April 2020

Wir sind nicht allein, das stärkt

Seit Polen wegen der Pandemie die Grenzen zur EU schließen ließ, gibt es Befürchtungen, dass die Krise zur Abgrenzung Polens genutzt wird. Seitdem hat die evangelische Kirche viel Solidarität von ihren Partnerkirchen erfahren.

Anna Wrzesińska

Als es am 15. März bei uns hieß: „Wir schließen unsere Grenzen zum Schutz vor dem Corona-Virus“, konnte ich es erst nicht glauben. Wie kann man die Grenzen vor einem Virus schließen? Vielleicht klingt es schöner, als wenn man sagen müsste: „Wir schließen unsere Grenzen vor anderen Menschen“. Mittlerweile leben wir seit 16 Jahren in der EU, aber ich erinnere mich noch gut an die Zeit, als es die Grenze gab. Ich selbst komme aus einer Stadt, die geteilt war. Ihre Grenzen verliefen zwischen Polen und Tschechen. So etwas möchte ich nie wieder erleben. Wenn ich heute einen prominenten Politiker höre, der sagt: „Die EU ist eine imaginäre Gemeinschaft, die uns wenig gibt“, dann fürchte ich, dass die Pandemie genutzt wird, um die Grenze wieder einzuführen. Das macht mir ein bisschen Angst. Wie kann man sich nach vielen Jahren der Begegnung und des Austauschs einfach verschließen? Die Grenze ist ein starkes Symbol. Sie widerspricht der Gemeinschaft. Sie trennt.

Sie trennt uns von unseren Freundinnen und Freunden in den Partnerschaftskirchen und von unseren Brüdern in Schwestern in den Nachbarkirchen, mit denen wir in ständigem Kontakt sind. Die gegenwärtige Situation hat enorme Auswirkungen auf den Alltag der Menschen, die auf beiden Seiten der Grenze arbeiten und leben. Während der Pandemie gibt es zudem auch Versuche, demokratische Rechte der Bürgerinnen und Bürger einzuschränken. Wie hart diese Diskussion ist, haben wir in Polen im Zusammenhang mit der Organisation der ursprünglich für Mai geplanten Präsidentschaftswahlen in Polen erlebt.

Es tröstet, dass das Netzwerk der Kirchen funktioniert und allen das Projekt Europa am Herzen liegt

In diesen schwierigen Zeiten haben wir viel Unterstützung von unseren Partnerkirchen erfahren. Uns erreichte beispielsweise auch ein Brief eines Pfarrers, der uns seine Erfahrungen von der deutsch-französischen Grenze geschildert hat. Dieser Brief hat die Themen berührt, die auch uns wichtig waren. Es hat mich getröstet, dass das Netzwerk der Kirchen funktioniert, dass wir als Kirchen mit einer Stimme sprechen, dass wir uns für Freundschaft und ein Miteinander über Grenzen hinweg einsetzen und dass uns allen das friedliche Projekt „Europa“ am Herzen liegt. Dass wir in Krisen, die mehr oder weniger heftig über ganz Europa hereinbrechen, zusammenbleiben können. Für eine so kleine Kirche, wie wir es in Polen sind, hat das eine große Bedeutung.

„Und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit“ (1.Korinther 12, 26). Gleich im März bekamen wir die ersten Anrufe von unseren Partnerkirchen, verbunden mit der Frage, wie es uns geht, ob wir gesund sind, ob uns an nichts fehlt, ob wir unsere monatlichen Gehälter bekommen. Auch später blieben wir die ganze Zeit in Kontakt, per E-Mail, per Telefon, über Online-Meetings. Einfach, um uns darüber auszutauschen, wie sich die Situation entwickelt oder auch, um geistlich verbunden zu bleiben. Auf dieses Weise haben wir zum Beispiel zu Pfingsten einen gemeinsamen Gottesdienst gefeiert oder wir wurden in eine Gebetskette eingebunden. Darüber hinaus haben uns Partnerkirchen und der Lutherische Weltbund auch materielle Sonderhilfen angeboten. Wir sind nicht allein. Wir sehr das stärken kann, das haben wir in der Krise eindrücklich erfahren können.

Außerdem hat die Gemeinschaft der Evangelischen Kirchen in Europa einen wichtigen Anruf an die Mitgliedskirchen verschickt mit der Bitte, eine Osterkollekte zu sammeln, um Flüchtlingen in den Flüchtlingslagern auf Lesbos sowie Christinnen und Christen in Syrien zu helfen. Das gab unserer Kirche die Möglichkeit, auch eine Spendenaktion in Polen zu starten und Solidarität zeigen.

Wir haben erfahren, dass die christliche Gemeinschaft weder Nationalität noch Grenzen kennt

Solidarisch zu sein bedeutet, dass wir in Not Hand in Hand gehen und das trägt. Am 1. März hat die Pfarrerin Anja Lipponer aus Bayern ihr Praktikum in unserer Kirche angefangen. Möglich wurde ihr Aufenthalt in Polen durch das Erasmus-Plus-Praktikumsprogramm der EU und ein Stipendium des Deutschen Nationalkomitees (DNK) vom Lutherischen Weltbund. Über diese neue Mitarbeiterin haben wir nicht nur sehr gefreut, ihre Präsenz ist auch ein wichtiges und schönes Zeichen. Denn es ist immer noch keine Selbstverständlichkeit, eine Pfarrerin im Kirchenamt der evangelischen Kirche in Polen zu haben, doch gleich eine Woche nach Amtsantritt hat sich unsere Welt geändert. Was für eine schwierige Zeit für jemanden, der in dem neuen Umfeld die Arbeit aufnimmt! Trotz vieler Fragenzeichen haben wir nun hoffentlich die härtesten Monate gemeinsam überstanden. Die Pastorin blieb auch in dieser Krise zuversichtlich: „Kraft entfaltet sich für mich da, wo ich mit anderen Christinnen und Christen Gemeinschaft erfahre. Da können die (Sprach-)Unterschiede noch so groß sein, diese Gewissheit, im Namen des einen Gottes versammelt zu sein, ist für mich eine große Kraftquelle.“ Wir haben erfahren, dass die christliche Gemeinschaft weder Nationalität noch Grenzen kennt und dass sie eine große Kraft entfaltet und ermutigt.

Fotos: Agencja Gazeta/REUTERS (1), C. Wenn (1), privat (1)

Ich bin nicht entmutigt, sondern dankbar für die vielen neuen Initiativen, die in der Krise entstehen

„Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern den der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit“ (2. Timotheus 1,7). Die gegenwärtige Situation ist schwierig für die Partnerschaftsbeziehungen. Wie kann man planen und welche Veranstaltungen werden stattfinden können? Was ist mit großen Veranstaltungen? Sehr traurig war für uns alle in Mittel- und Osteuropa zum Beispiel die Absage der Christlichen Begegnungstage in Graz im Juli 2020. So viel Arbeit, so viele Pläne … Und trotzdem empfinde ich keine Entmutigung. Es gibt wieder neue Initiativen, trotz der Unsicherheit, man nicht weiß, wie sich die Pandemie weiter entwickelt, ob es einen Impfstoff geben wird und ob wir uns überhaupt neue Projekte leisten können. Für diese Initiativen bin ich dankbar, denn ich spüre, wie wichtig allen ein Engagement für gemeinsame Beziehungen ist und wie wichtig es allen ist, dass wir trotz der Beschränkungen so intensiv in Kontakt sein können.

Das Vertrauen erlaubt uns, voller Hoffnung in die Zukunft zu blicken und es verleiht Flügel, weiter engagiert zu bleiben.

Enden möchte ich mit einem Zitat der polnischen Nobelpreisträgerin von 2018: Olga Tokarczuk. Sie hat eine beeindruckende Rede unter dem Titel „Zärtliche Erzählinstanz“ auf der Nobelpreisgala gehalten. Gerade im Juli ist die Rede als wichtigstes europäisches künstlerisches Ereignis im Rahmen der Emerging Europe Awards 2020 ausgezeichnet worden. In der Rede beschreibt Olga Tokarczuk mit einer bezaubernden Sprache unsere heutige Welt und die ständige Unruhe, die uns begleitet, die durch die Pandemie nur sichtbarer wurde. Der Text kann auch aus einer theologischen Perspektive gelesen werden, sicher mit vielen Fragenzeichen. Aber hier wollte ich nur ein paar Sätze zitieren, die mir im Kontext der Partnerschaftsarbeit wichtig geworden sind: *„Sie erscheint, wo immer wir einen genauen und sorgsamen Blick auf ein anderes Geschöpf werfen, auf etwas, was nicht unser Selbst ist. Zärtlichkeit ist spontan und unparteiisch; sie geht weit über das empathische Zusammengehörigkeitsgefühl hinaus. Vielmehr ist sie das bewusste, allerdings vielleicht leicht melancholische gemeinsame Teilen des Schicksals. Zärtlichkeit ist tief gefühlte Sorge um ein anderes Lebewesen, seine Zerbrechlichkeit, seine einzigartige Natur und seine fehlende Immunität gegen Leiden und die Auswirkungen der Zeit. Zärtlichkeit nimmt wahr, was uns verbindet, die Ähnlichkeiten und Gleichheit zwischen uns. Sie ist eine Sichtweise, die die Welt als lebendig, lebend, vernetzt, zusammenarbeitend und coabhängig von sich selbst zeigt.”*

Solche Zärtlichkeit habe ich in den letzten Monaten in unseren partnerschaftlichen Beziehungen erfahren. Die Herausforderungen, die vor uns stehen, werden wahrscheinlich größer sein, größer als die Bewältigung der Pandemie. Möglicherweise hat die Pandemie einige Entwicklungen zumindest beschleunigt. Möge dieser Geist der Solidarität, des Miteinanderseins, des sich gemeinsam Tröstens und Stärkens uns nicht verlassen. Nur gemeinsam können wir die Welt verändern und ein wahrhaftiges Zeugnis von Gottes Liebe geben.

Anna Wrzesińska *studierte Wirtschaft in Krakau- und Human Ressources an der Warschau School of Economics in Warschau. Sie ist Referentin für die Internationale Beziehungen der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen und arbeitet im Bischofsbüro der Kirche in Warschau.*

Wir gehören zusammen, selbst wenn wir getrennt sind

Wie kann eine lebendige Kirche aussehen in einer Post-Brexit Welt, in der zudem durch die Pandemie vieles anders ist als zuvor? Eins ist klar: Wir müssen immer wieder dafür sorgen, dass das Zusammensein auch gelingt.

Kate Boardman

Zusammen – selbst wenn getrennt." So habe ich es in meinem Grußwort für die Ordinationen gesagt, als ich im Juni nicht nach Rellingen reisen konnte, um dabei zu sein. So haben wir es so oft in der Zeit des Coronavirus gesagt. Inzwischen haben wir vielleicht realisiert, dass es in der Zeit des Lockdowns richtiger war zu sagen „zusammen – selbst wenn allein", weil wir jetzt weniger allein, aber immer noch getrennt sind.

Als Kirchen ringen wir jetzt darum zu wissen, wer zum Gottesdienst zurückkehren wird, wenn wir die Kirchen wieder öffnen können, wer zunächst zu besorgt sein wird, aber vielleicht später kommen wird, und wer uns während des Lockdowns „weggerutscht" ist (das meint, wer uns leise verlassen hat, ohne dass wir es bemerkt hätten). Wie viele Menschen haben wir verloren? Wir sorgen uns, dass wir nicht genug getan haben, um neue Menschen zu erreichen, die Angst hatten und in diesen harten Zeiten etwas brauchten – Gebet? Gott? – und wir haben sie nicht gefunden und ihnen dies nicht zur Verfügung gestellt. Wie viele Gelegenheiten haben wir verpasst?

Wir wissen, dass es so viele Orte anderswo auf der Welt gibt, wo die Nöte größer sind, und doch war es schwer, die Nachrichten zu schauen. Es fühlte sich unmöglich an zu helfen, und daher zu schwer, um davon zu wissen. Viele haben aufgehört, die Nachrichten überhaupt zu verfolgen – die immer weiter steigende Anzahl von Toten war für sie nicht mehr auszuhalten. Unsere Regierung schien uns nur Halbwahrheiten zu erzählen und dass alles gut sein würde.

Als Kirchen fragen wir uns: wie bauen wir wieder auf?

Und natürlich ist dies dasselbe mit dem Brexit. Auch bei diesem Thema haben viele aufgehört, die Nachrichten zu verfolgen, weil uns die Regierung auch hier nur Halbwahrheiten erzählt und dass alles gut sein wird. Wir wissen, dass dies nicht der Fall ist. Menschen sterben (noch) nicht am Brexit, aber für viele, besonders in der Kirche, ist es fast zu schmerzhaft diesen Prozess zu sehen. Sind wir in der Zukunft mit irgendjemandem „zusammen"? Zusammen, selbst wenn getrennt? Oder sind wir nur allein und isoliert?

So haben wir uns als Kirche zu fragen: Wie bauen wir wieder auf und wie können wir unseren Gemeinden und Orten helfen, wieder aufzubauen – unseren Glauben und unsere Gemeinden? Und welchen Part können wir spielen beim Wiederaufbau von Beziehungen mit anderen und besonders mit Europa? Das Vereinigte Königreich ist nicht irgendetwas Besonderes. Es braucht Freund*innen für seine Zukunft, Partner*innen für Menschen und für den Handel. Wir müssen fähig sein, zusammenzusein, nicht allein: zusammen, selbst wenn getrennt. Jesus hat uns gelehrt, einander zu lieben. Er hat uns gelehrt, in gegenseitiger Sorge mit und für unsere Nächsten und die Fremden zu leben. Unserer Regierung scheint dies nicht länger wichtig zu sein. Wie kann die Kirche das verändern?

Bitte betet für uns, wenn wir versuchen, wieder Ausschau zu halten nach Partnerschaft und Zusammenarbeit, wenn wir uns um die kümmern, die es brauchen, vor Ort und weltweit, und allen dienen – sei es ein Jude oder Grieche, Sklave oder Freier. So wie die Kirche wieder aufbaut und neu definiert, was es heißt, ecclesia (Kirche) in unser eigenen Corona- und Post-Corona-Welt zu sein, so mag das unser Land auch lehren, was es heißen kann, in einer Post-Brexit-Welt in Liebe zusammenzuwachsen und in Partnerschaft voranzugehen.

Übersetzung: Christa Hunzinger

Rev Kate Boardman *ist Pastorin zweier Gemeinden in South Shields in der Diözese Durham der Kirche von England und Koordinatorin der Partnerschaft ihrer Diözese mit der Nordkirche*

Die Kathedrale von Durham

Fotos: C. Wenn (2), C. Hunzinger (1), T. Brenner/REUTERS (1), ELCA (1)

Das Virus des Rassismus hat bisher mehr Opfer gefordert als Corona

Die letzten Morde in den USA haben noch einmal gezeigt, dass der Rassismus nie vorbei war. Das fordert nicht nur das Land, sondern auch die Kirchen zu einer kritischen Selbstprüfung auf.

„Aus meiner Not heraus rief ich den Herrn an" (Psalm 118 : 5). Wir sind eine Nation in Not. Wir sind eine Kirche in Not. Das Coronavirus hat bis Anfang Juni bereits 103.000 von uns getötet. Das Virus des Rassismus hat in unserer Geschichte allerdings Hunderttausenden mehr das Leben gekostet. Jetzt konvergieren diese beiden tödlichen Viren. Unter dieser Not ist das Furnier der Gleichheit zersprungen und wir sehen den Schmerz, die Wut und die Frustration derer, denen die Rechte und die Würde verweigert wurden, die viele von uns erwarten und oft als selbstverständlich betrachten. Ich habe gehört, dass die Sklaverei mit dem Bürgerkrieg geendet hat. Warum kommen farbige Menschen nicht einfach darüber hinweg? Hier ist die Frage, die wir stellen müssen: „Wie kommst du über etwas hinweg, das noch nicht vorbei ist?" Die Morde an Ahmaud Arbery, Breonna Taylor und George Floyd, die wir gesehen haben, haben die Wunde in unserem Land geöffnet, die nie vollständig behandelt und nie geheilt wurde. Das Knie des Offiziers, das das Leben von George Floyd erstickt, „erinnert uns daran, dass eklatante Akte der Einschüchterung, des Hasses und der Gewalt weitergehen" (Freed in Christ Social Statement).

Wir können uns nicht von der Wahrheit abwenden

Fortgesetzte friedliche Proteste, Mahnwachen und Demonstrationen sind nicht nur legitim, sondern unerlässlich, um dieses Land und diese Kirche zu einer ehrlichen und tiefen Selbstprüfung zu bewegen. So wie der Leib Christi Covid-positiv ist, ist auch der Leib Christi mit Rassismus und weißer Vorherrschaft infiziert. Wir können uns nicht von dieser Wahrheit abwenden. Es zu leugnen ist unehrlich und gefährlich.

Lassen Sie uns mit denen zusammenstehen, die friedlich protestieren und verantwortungsbewusst handeln. Plünderungen und Zerstörungen von Eigentum fördern nicht die Sache der Gerechtigkeit. Die Regierung hat die Aufgabe, die Zivilordnung aufrechtzuerhalten und gleichzeitig den friedlichen Protest zu respektieren. Es gibt Strafverfolgungsbeamte, die klug handeln, auch wenn andere verantwortungslos gehandelt haben. Ich bitte Sie, die vielen Menschen zu unterstützen, einschließlich derer in unserer Kirche, die daran arbeiten, die Spannungen zwischen Strafverfolgungsbehörden, Demonstrierenden und der Gemeinde abzubauen.

Psalm 118 fährt fort: *„Ich danke dir, HERR, denn du hast mich erhört! Du selbst hast mich gerettet. Der Stein, den die Bauherren abgelehnt haben, ist zum Hauptgrundstein geworden. Dies ist das Tun des Herrn. Es ist wunderbar in unseren Augen. Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat; freuen wir uns und freuen wir uns darüber "* (21-24). Christus, der Grundstein, hat bereits die Mauer niedergerissen, die uns trennt. Die Zeit ist jetzt. Das ist der Tag.

In Christus,

Rev Elizabeth A. Eaton
Leitende Bischöfin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Amerika (ELCA) am 5. Juni 2020

Die Wut ist groß: Seit dem Mord an George Floyd im Mai demonstrieren in den USA fast jeden Tag Tausende gegen Rassismus und Gewalt, wie hier auf der Demonstration am 28. August, dem „Get Your Knee Off Our Necks"– Marsch nach Washington.

Gleichberechtigung ist das Wichtigste

In China haben Regionen wie Guangxi nicht nur unter der Pandemie zu leiden, sondern, wie im Juli, auch unter starken Überschwemmungen. Eine Herausforderung für die chinesische Bevölkerung. Wie können Kirchen vor Ort helfen? Welche Bedeutung haben weltweite Partnerschaften zu anderen Kirchen? Mit diesen Fragen haben sich für *weltbewegt* Stephen Wang, Leiter des Christenrates in Guangxi, Fan Pu, Scherenschnittkünstlerin aus Nanjing, Isabel Friemann, Ostasienreferentin des *Zentrums für Mission und Ökumene* sowie Ruomin Liu, Theologe und Studienleiter der Missionsakademie Hamburg in einer Videokonferenz auseinandergesetzt. ***Ruomin Liu*** hat das Gespräch noch einmal reflektiert und wichtige Gedanken notiert.

China ist nicht nur durch den Ausbruch der Corona-Pandemie in den Fokus der internationalen Aufmerksamkeit gerückt, sondern noch einmal im Juli, als verheerende Regenfälle und Überschwemmungen den Süden heimsuchten.

Von beiden Ereignissen – sowohl der Pandemie als auch bei den Überschwemmungen – war auch die Provinz Guangxi an der Grenze zu Vietnam besonders betroffen. Eine Provinz, zu der die *Nordkirche* eine historisch gewachsene Beziehung unterhält

Seit beginn der Covid-19-Pandemie haben sich chinesische Christen und Christinnen in besonderer Weise ehrenamtlich engagiert und dafür besonderes Lob und Anerkennung der Regierung erhalten. Einige verschenkten zum Beispiel Mundschutzmasken auf der Straße. Zugunsten von Risikogruppen verzichteten andere sogar auf ihren eigenen Schutz, wenn sie sich etwa an der Verteilung von Lebensmitteln beteiligten, obwohl ihnen die große Ansteckungsgefahr bewusst war. Die Solidarität war und ist immer noch groß. Dabei spielt auch die Kommunikation eine wichtige Rolle.

Seit über zehn Jahren haben Geistliche in China die Digitalisierung und die Möglichkeiten mobiler Kommunikation zu schätzen gewusst, doch nie war die Wertschätzung dieser Möglichkeiten so groß wie seit Jahresanfang. Seit der Ausgangssperre am 23. Januar blieben auch alle religiösen Stätten bis Ende Juni geschlossen. Doch dank Internet und mobiler Kommunikation waren Gläubige trotzdem in der Lage, ihre Gottesdienste zu feiern und sich mit Gebetsanregungen und gemeinsamer digitaler Bibellektüre gegenseitig zu stärken. Wegen der Ausgangssperre wuchs zudem das Interesse und viele hatten häufiger als bisher ein Bedürfnis an Bibelkreisen und Gottesdiensten per App teilzunehmen. Darüber hinaus haben sich seit Beginn der Krise Pastorinnen und Pastoren in China entweder per Telefon oder über WeChat in der psychosozialen Notfallversorgung engagiert. Ihre Arbeit ist bis heute großartig. Allerdings ist dabei vielen Mitarbeitenden klar geworden, dass die Notfallseelsorge in China noch nicht so gut entwickelt ist, wie es sein sollte. Soweit allgemein Informationen zur Situation im Land.

Fan Pu, Schmuckkarte eines Scherenschnitt-Entwurfs eines Paraments für die deutschsprachige Gemeinde in Peking von Fan Pu zum Thema Ökumenische Begegnung: Menschen aus fünf Kontinenten treffen sich im Kreuz.

Foto: C. Wenn (1)

Schön, wenn sich mehr Menschen ein Bild von China vor Ort machen könnten

Welche Bedeutung hat nun die Partnerschaft zwischen Christen und Christinnen in China und der *Nordkirche?* Das war die Frage, mit der wir uns vor einigen Wochen in einer Videokonferenz auseinandergesetzt haben. Einige Aspekte aus diesem Gespräch möchte ich nun wiedergeben:

Stephen Wang aus Guangxi betonte, dass ihm in der Kirchenpartnerschaft zur *Nordkirche* die Gleichberechtigung besonders wertvoll sei. Die Art und Weise der Begegnungen und wie ausländische Besucher*innen mit chinesischen Kirchenvertreter*innen umgehe, habe sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten sehr zum Guten verändert, erklärte Wang. Inzwischen seien es Begegnungen auf Augenhöhe, ohne Abhängigkeit oder Bevormundung. Er betonte in dem Zusammenhang, wie wichtig es sei, sich bewusst zu bleiben, dass wir gemeinsam aus Gottes Liebe leben und auf Ihn angewiesen seien. Der Leiter der Bibelschule in Guangxi war bereits zweimal in Deutschland. Zudem war er 2013 in einer ARD-Fernsehreportage zu se-hen, die ihn und seine Frau, ebenfalls Pastorin, über Monate bei ihrer Arbeit in einem Taufkurs begleitet und die Motive und Glaubensinhalte der erwachsenen Täuflinge zu Wort kommen lässt.

Stephen Wang denkt, dass er und seine Kirche im diakonischen Bereich von Deutschland lernen können. In diesem Bereich steht die Provinz Guangxi noch ganz am Anfang. Kurzzeiteinsätze und Lernpraktika wären eine wünschenswerte Option, ebenso der Austausch von Freiwilligen. Er selbst hat schon mit Gewinn an Fortbildungen der Diakoniestiftung Amity Foundation in Nanjing teilgenommen. Was er dort über Aids-Hilfe gelernt habe, hat zu einem Aufbau von kirchlichen Hilfsangeboten in Guangxi geführt, die heute schnellere und bessere Hilfe leisten können als die staatlichen. Solches Engagement nützt auch dem Ansehen von Christen in der chinesischen Gesellschaft. Pastor Wang wünscht sich, dass mehr Menschen aus der *Nordkirche* zu Besuch kommen, um sich vor Ort ein Bild von den Kirchen in Guangxi zu machen.

Auch die chinesische Künstlerin Fan Pu war oft im Ausland und in der *Nordkirche*, wo ihre Werke sehr geschätzt werden. Einen ihrer Scherenschnitte hat sie für die Empfangshalle des Martineums in Brek-lum gestiftet. Er stellt die Apostelgeschichte in einem riesigen runden Bilderbogen dar. Frau Fan baute in China Ende der 1980er Jahre das Amity Christian Art Center mit auf, organisierte die ersten chinesisch-christlichen Kunstausstellungen und begann die Herausgabe des Amity Christian Art Magazin. 2003 ging sie im Alter von 55 Jahren vorzeitig in den Ruhestand, um sich intensiver ihrer Kunst widmen zu können. Mit einer kompletten Umsetzung des Buches „Jesaja in Bildern“ ist sie fast fertig; parallel arbeitet sie an einer „Frauen-Bibel“: In diesem Opus sollen alle biblischen Szenen dargestellt werden, die von Gottes Handeln an und durch Frauen erzählen.

Fan Pu widmet sich vor allem ihrer spirituellen Praxis. Verbundenheit und Austausch mit Glaubensgeschwistern ist für sie universell, unabhängig von Corona oder Nationalität. Sie geht mit dem mit, was das Leben bereithält. So ist die Anfertigung von Scherenschnitten für sie eine andere Form des Gottesdienstes. Alle Gesprächsteilnehmende waren sich einig, dass die Bilder von Fan Pu mit ihrer persönlichen Glaubensbotschaft, wenn nicht sogar eigener Theologie in traditioneller chinesischer Handwerkskunst bereits seit Jahrzehnten einen Beitrag zur Sinisierung leisten und in China von den Kirchen mehr genutzt werden sollten. Denn seit Jahren drängt die chinesische Regierung darauf, dass alle Religionen des Landes, insbesondere auch das Christentum „sinisiert“ werden, das heißt deutichere Merkmale der eigenen Kultur zeigen sollen.

Um eine eigene chinesische Theologie auf akademischem Niveau weiterzuentwickeln ist die Schärfung der Gedanken in Auseinandersetzung mit anderen Theologien im Kontext aktueller Herausforderungen nötig. Vielleicht haben die chinesischen Kirchen die Einschränkungen durch die Corona-Pandemie praktisch mithilfe digitaler Medien einfacher lösen können, bei einer Beantwortung ethischer Fragen wie dem Umgang mit der Gesundheit von Mensch und Natur in einer globalisierten Welt, sind wir aufeinander angewiesen.

Gespräche wie diese zeigen, wie wichtig der Austausch und das Schmieden gemeinsamer Pläne für die Zukunft sind, allen widrigen Umständen zum Trotz.

Ruomin Liu

(Das Gespräch wurde am 10.08.2020 geführt)

Dr. Ruomin Liu *ist ein chinesischer Theologie-Dozent, der in der* Nordkirche *ebenso zuhause ist wie in seiner Heimat. Vor den Einschränkungen durch Corona war er mehrfach im Jahr an theologischen Seminaren in China im Einsatz, um zusätzlich zu seiner Tätigkeit in Hamburg dort zu unterrichten und Intensivkurse zu geben. Er setzt sich sehr für die Weiterentwicklung der freundschaftlichen Kontakte ein und entwickelt Initiativen zur Intensivierung der theologischen Austauschmöglichkeiten.*

Die Zeit, in der wir leben, ist auch ein Aufbruch

2. Tagung der X. Generalversammlung des *Zentrums für Mission und Ökumene* in Hamburg

„Nächstenliebe ist der Schlüssel zu dem, was unsere Menschlichkeit ausmacht“, erklärte Landesbischöfin Kristina Kühnbaum-Schmidt in ihrer Predigt zu Beginn der diesjährigen Generalversammlung des Zentrums für Mission und Ökumene am 5. September. Dabei forderte sie Hilfe für und Solidarität mit Mitmenschen statt langatmiger Debatten. „Wie viele Menschen müssen noch auf den Meeren oder in überfüllten Flüchtlingslagern täglich ums Überleben kämpfen, bis wir uns in den Ländern Europas erbarmen? Wie viel Hass muss noch ausgeschüttet werden, bis wir alle auch im Alltag antisemitischen, rassistischen und frauenfeindlichen Worten und Taten auf der Straße und im Netz klar Einhalt gebieten? Als Akt der globalen Nächstenliebe nannte Kristina Kühnbaum-Schmidt die Einhaltung von Menschenrechten und ökologischen Standards in der Lieferkette und betonte: „Ich mache mich deshalb persönlich und zusammen mit unserer Kirchenleitung stark für ein Lieferkettengesetz“. Im Rahmen des Gottesdienstes wurden der Generalversammlung die drei neuen Kolleg*innen Marcia Palma, Diana Sanabria und Pastor Frank Lotichius vorgestellt und eingesegnet. Die Tagung fand am 5. September aufgrund der Corona-Bedingungen unter Berücksichtigung und Einhaltung besonderer Hygienemaßnahmen ausnahmsweise nicht in Breklum sondern in der Kulturkirche Hamburg-Altona statt. Im weiteren Verlauf der Versammlung wurden die Delegiert*innen durch den Vorstandsbericht, einen Zwischenbericht des Jugendbeirates und ausführliche Erläuterungen zur Jahresrechnung 2019 und zum Haushaltsplan über die laufende und geplante Arbeit informiert. Insbesondere im Zusammenhang der Schilderung der geplanten Konsolidierungsmaßnahmen aufgrund eines strukturellen Defizits fand ein reger und konstruktiver Austausch über Schwerpunkte, Strategien und Beteiligungsmöglichkeiten statt. Die Pandemie hat die Arbeit des Zentrums zusätzlich vor besondere Herausforderungen gestellt und auch die Beziehungen zu anderen Partnerkirchen geprägt. „Gerade in dieser Pandemiezeit zeigt sich für viele, dass die weltweite Verbundenheit der christlichen Geschwister und Kirchen in Freundschaft und Solidarität trägt“, erklärte Direktor Dr. Christian Wollmann. So werde es für die ökumenischen Beziehungen in der kommenden Zeit darauf ankommen, „das Gute zu behalten, das sich gerade in den letzten Monaten in unserer weltweiten Verbundenheit gezeigt hat“. Auf die aktuelle Situation ging auch der Vorstandsvorsitzende Propst Stefan Block in seinem Bericht ein. Von der Pandemie seien vor allem die Partnerinnen und Partner in Übersee betroffen. Für sie komme Corona noch dazu – zu Armut, mangelnder Bildung, Gewalt und Umweltkatastrophen. „Umso mehr schaue ich mit Respekt darauf, wie unsere überseeischen Geschwister nicht die Hände in den Schoß legen, sondern intensiv daran arbeiten, die Krisen in Anteilnahme und Anteilnehmen auch mit uns, vor allem aber mit viel Kreativität zu bewältigen“, so Block. Da „Corona“ bereits jetzt spürbare soziale, wirtschaftliche und gesellschaftliche Implikationen habe, sei natürlich auch ein so global vernetztes Werk wie das Zentrum für Mission und Ökumene davon beeinflusst. „Das ist jedoch nicht nur eine beunruhigende Aussage.“ Wie sich die eine neue Welt zusammenfüge, „deren Formierung wir nur erahnen können“, wisse man nicht, so der Vorsitzende. „So ist die Zeit, in der wir leben auch ein Aufbruch, auch für uns als Zentrum für Mission und Ökumene –Nordkirche weltweit“. (cs/sro/up).

Während des Gottesdienstes eingeführt wurden: (v.l.n.r.) Direktor Dr. Christian Wollmann, Lateinamerikareferentin Marcia Palma, Diana Sanabrina, Referentin für Weltwirtschaft, Frank Lotichius, Beauftragter für Beziehungen zu Kasachstan und Russland

Luise Heitkamp und Daria Grzywacz stellten die Anliegen des neugegründeten Jugendbeirats vor. Für sie bedeute Partizipation „aktives und vor allem gleichberechtigtes Mitgestalten und Mitentscheiden“. Dem Beirat gehören 15 junge Erwachsene an, die sich das Zentrum für Mission und Ökumene engagieren wollen.

Nachrichten

Helge Neuschwander-Lutz

Nach schwerer Krankheit und trotzdem überraschend ist der ehemalige Referent des Evangelischen Missionswerkes (EMW) im Bereich Printmedien, Helge Neuschwander-Lutz, gestorben. Bevor der 64-Jährige im EMW in Hamburg die Leitung der Redaktion der Zeitschrift „EineWelt“ 2017 übernahm und Chef vom Dienst der Zeitschriften-Kooperation, und Geschäftsführer des Verlages der Deutschen Evangelischen Missionshilfe wurde, hatte er bei Mission EineWelt (MEW) in Neuendettelsau als Leiter des Fachbereichs Presse/Medien gearbeitet. Zentrales Anliegen war für ihn immer die Kooperation der Missionswerke in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Helge Neuschwander-Lutz war Anfang des Jahres in seine Wahlheimat Franken zurückgekehrt und hatte ehrenamtlich die Leitung des beim MEW angesiedelten Erlanger Verlags für Mission und Ökumene übernommen. Das EMW trauert um einen überaus kompetenten Kollegen und Freund, der seinen Ruhestand nur sechs Monate erleben durfte. Wir werden ihn sehr vermissen.

Nachfolger in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Gerrit Harjung wird Nachfolger von Claudia Ebeling in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des *Zentrums für Mission und Ökumene*. Die Bedeutung von Religion in verschiedenen Kulturen hat den 40-jährigen Theologen schon immer fasziniert. Bereits während seines Studiums in London und Paris hat er sich mit interreligiösen und politischen Themen befasst. Er freue sich nun sehr „auf die wichtige Arbeit im *Zentrum für Mission und Ökumene* und darauf, die Nordkirche bei einer werteorientierten internationalen Zusammenarbeit zu unterstützen“. Der Theologe war zuletzt vier Jahre auf den Philippinen in Manila Leiter der Reise-App „Be app“, die nachhaltigen Tourismus in asiatischen Städten fördert. Zuvor war er für die Organisationen BSI in London und ISO in Genf verantwortlich für die Strategieberatung und Öffentlichkeitsarbeit internationaler Gremien in der Normung der Bereiche Klimawandel und Nachhaltigkeit. Außerdem hat er für verschiedene Filmarchive und ITV News in London mit vielen internationalen Medien eng zusammengearbeitet. Zusätzliche Medienerfahrung sammelte er durch ein Visuelles Anthropologiestudium, wo er unterschiedliche Medienansätze kennenlernen konnte, die es ermöglichen, verschiedene Kulturen angemessen zu präsentieren. „Durch meine Auslandsaufenthalte fällt es mir leicht und macht mir Freude, mich auf Menschen unterschiedlicher Herkunft und neue Situationen einzustellen“, erklärt Harjung. Dabei liege ihm sehr daran, den „Dialog und Begegnungen zu fördern, um Missverständnissen vorzubeugen und voneinander zu lernen“.

Ökumenisches Netzwerk Klimagerechtigkeit

Koordinatorin für das Ökumenische Netzwerk Klimagerechtigkeit

Astrid Hake hat im Juli die Koordination des Ökumenischen Netzwerks Klimagerechtigkeit übernommen. Das Netzwerk ist ein bundesweiter Zusammenschluss kirchlicher Akteure, das sich zu dem Thema Klimagerechtigkeit vernetzt und engagiert. Das *Zentrum für Mission und Ökumene* ist Mitglied des Netzwerkes und wirkt im Trägerkreis aktiv mit. Die Sozialwirtin blickt auf langjährige Erfahrungen im Bereich der Nachhaltigen Entwicklung zurück. Mehr als zehn Jahre war sie in der internationalen Menschenrechtsorganisation peace brigades international tätig und hat Menschenrechtsarbeit in Lateinamerika, Afrika und Asien unterstützt u. a. mit einem Bildungsprojekt für nachhaltige Entwicklung. In den vergangenen Jahren fokussierte sich Astrid Hake auf das Thema Unternehmensverantwortung und Diversity bei einem europäischen Frauennetzwerk. Sie freut sich, dass die neue Stelle viel Potenzial bietet, die Folgen des Klimawandels auf den globalen Süden sichtbar zu machen und die Perspektive der Partnerkirchen weltweit einzubringen. „Die Kirchen mit ihren zahlreichen internationalen Verbindungen können eine wichtige Rolle spielen, dass sich die Klimapolitik an den Bedürfnissen der Ärmsten ausrichtet“. so Astrid Hake.

Freiwilliges Ökologisches Jahr

Seit 11. August ist **Mascha Metze** im Rahmen ihres Freiwilligen Ökologischen Jahres (FÖJ) in der Infostelle Klimagerechtigkeit im *Zentrum für Mission und Ökumene* tätig. Für die 17-jährige Abiturientin sei das Jahr eine „tolle Möglichkeit, sich mit umweltpolitischen Themen auseinandersetzen und eigene Interessen mit Erfahrungen im Berufsalltag verbinden zu können“. Außerdem seien ihr die Auseinandersetzung und das Hinterfragen von globalen Strukturen

Gerrit Harjung

Astrid Hake

Mascha Metze

Fotos: C. Wenn (2), privat (2), EMW (1), Harjung (1)

wichtig, „von denen einige wenige profitieren und unter denen viele andere leiden“, so die Freiwillige. Nach dem Jahr möchte sie versuchen, sich „weiter für eine zukunftsfähige Welt einzusetzen und zu engagieren und voraussichtlich Bau- und Umweltingenieurswesen studieren, „weil es dort so viele Möglichkeiten der Weiterentwicklung gibt“.

Klimafluchtausstellung

„Klimaflucht – der Klimawandel hat viele Gesichter“, unter diesem Motto findet vom **14. September bis zum 1. Oktober** in der Hamburger Hauptkirche St. Petri eine Ausstellung statt, die über die globalen Folgen der Klimakrise informiert. Die Ausstellung kann während der Öffnungszeiten der Kirche besucht werden. Die offizielle **Eröffnung** findet am Montag, den **14. September von 19 bis 21 Uhr** in der Petri Kirche statt. Welche Auswirkungen hat die Erderwärmung auf die Fischer im Mekong-Delta? Welche Sorgen haben die Olivenbäuerinnen in Griechenland? Was hat das alles mit Klimapolitik und unserer eigenen Lebens- und Wirtschaftsweise zu tun? Das sind Fragen, die im Mittelpunkt der Ausstellung stehen. Die Klimakrise hat bereits massive Auswirkungen auf das Leben aller Menschen und ist Ursache für Flucht und Vertreibung. Die Ausstellung KLIMAFLUCHT der Deutschen KlimaStiftung, zeigt lebensgroße Figuren, die in Audiobeiträgen über ihre Schicksale, Sorgen und Hoffnungen aus allen Teilen der Welt berichten. Gedacht ist die Ausstellung vor allem für Schulklassen ab Klasse 7, für Konfirmand*innen- und Firmgruppen. Täglich sind in der Zeit von 10 bis 17 Uhr Ausstellungsbegleiter*innen vor Ort präsent, die zum Gespräch bereit sind. Nach dem Besuch der Ausstellung werden Best Practice-Beispiele und Alternativen aufgezeigt und es kann gemeinsam diskutiert werden, wie alle zu mehr Klimagerechtigkeit beitragen können. Zusätzlich werden im Zeitraum vom 15. bis 30. September kurze Workshops angeboten. Termine können mit den Veranstaltenden vereinbart werden. Weitere Bildungsangebote im Zusammenhang mit der Ausstellung gibt es während der Hamburger Klimawoche vom 21. bis 27. September 2020 (www.klimawoche.de) und der kostenfreien Bildungswoche für Schulen „Wetter.Wasser. Waterkant 2020“
Veranstaltende: Churches for Future Hamburg, Rüm Hart-Stiftung, Deutsche KlimaStiftung, Hauptkirche St. Petri. **Ort:** Hauptkirche St. Petri, Bei der Petrikirche 2, Hamburg, **Kontakt:** Dietrich Gerstner, Zentrum für Mission und Ökumene, d.gerstner@nordkirche-weltweit.de Mobil: 0157 32 05 40 18

Kulturwochen Mittlerer Osten

Vom **11. September bis zum 25. November** finden in Hamburg die Kulturwochen Mittlerer Osten statt. „Vergangenheit ist nie vergangen. Menschen und Völker tragen sie mit in Gegenwart und Zukunft“, diese Aussage steht im Mittelpunkt der Wochen, die vom Referat Mittlerer Osten und Christlich-Jüdischer Dialog des *Zentrums für Mission und Ökumene* und der Landeszentrale für politische Bildung veranstaltet werden. „Im Mittleren Osten folgten auf Gewalt und Krieg so häufig Gewalt und Krieg, dass die Menschen kaum Zeit zur Verarbeitung ihrer Traumata hatten. Erinnern, darüber nachdenken und reden, sich vergangene Zeiten und Umbrüche vor Augen halten kann ein Beitrag dazu sein, Visionen für eine andere Zukunft zu entwerfen“, so die Veranstaltenden.
Um die Situation von Frauen im Iran geht es zum Beispiel im Vortrag am 1. Oktober. „Sind iranische Frauen Hoffnungsträgerinnen für die Zukunft ihres Landes?“, dieser Frage wird die Journalistin Ulrike Keding nachgehen und dazu Bilder und Berichte präsentieren. Ein besonderes Filmerlebnis widmet sich am 1. November im Metropolis-Kino der ältesten jüdischen Gemeinde der Welt, die es heute nicht mehr gibt. Tiefe Sehnsucht prägt die Erinnerungen, von denen irakische Jüdinnen und Juden in „Remember Baghdad“ erzählen.
Im Anschluß folgt der Spielfilm „The Dove Flyer“, eine Verfilmung des gleichnamigen Romans. Am 10. November wird im Altonaer Museum die Ausstellung „Über Leben – Ezidinnen nach dem Femizid 2014“ eröffnet auf der Necla Mato und eine weitere betroffene ezidische Frau über ihre Erfahrungen berichten werden. Die Ausstellung läuft vom 11. bis 30. November. Ebenfalls im Altonaer Museum findet am 25. November eine Veranstaltung unter der Überschrift „Aus der Hölle des IS in ein neues Leben“ mit dem Psychologen und Orientalisten Prof. Jan Ilhna Kizilhan statt. **Infos:** www.kulturwochenmittlererosten.de

Jahresbericht online

Der Jahresbericht 2020 mit Informationen über die Arbeit des *Zentrums für Mission und Ökumene* ist jetzt online erschienen. Im Mittelpunkt stehen die aktuellen Themen und Herausforderungen, mit denen sich die Referate des Zentrums befassen. Nachzulesen unter **www.nordkirche-weltweit.de**.

Missionskonvent

Die Herbsttagung des Missionskonvents findet am Sonnabend, den **24. Oktober,** von **9:30** bis **16:30 Uhr** im Kirchlichen Zentrum Elmshorn statt. Sie steht unter dem Motto „Gemeinsam statt einsam: Kirche (er)leben!“ In dem Impulsvortrag von Dr. Christian Wollmann, Direktor des *Zentrums für Mission und Ökumene,* wird die Frage im Mittelpunkt stehen: „Kirche im Gespräch mit anderen / Wer sind die anderen?“ Außerdem werden junge Freiwillige über ihre Erfahrungen sprechen. In Arbeitsgruppen können am Nachmittag verschiedene Themen und Fragen vertieft werden wie Spiritualität, Menschen anderer Kultur und Sprache, Kirche in der Arbeitswelt, Freikirchen – wie kommt der große Zuspruch zustande? oder das Thema Finanzen – weg von der Volkskirche hin zu Privatisierung? Darüber hinaus steht die Wahl des Arbeitsausschusses auf der Tagesordnung. Eingeladen sind alle, die sich für Themen rund um die Bereiche Mission, Ökumene, interreligiöser Dialog und Entwicklungszusammenarbeit interessieren.
Info: www.nordkirche-weltweit.de
Anmeldung bis zum 1. Oktober 2020 über Elke Harten, Tel. 040 88181-233, e.harten@nordkirche-weltweit.de. Kleiner Tipp: Elmshorn ist gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen.

Abschied von Matthias Tuve

„Ökumene mag es gern dramatisch“ – So begann Matthias Tuve am 16. August seine Abschiedspredigt im Greifswalder Dom. Bei seiner Einführung am 2. Februar 2010 gab es eine Schneekatastrophe, „und nun – Corona“. Und dennoch konnten sich 169 Menschen im Dom versammeln, auch aus Polen waren Bischof Pytel und zwei Pastoren angereist, aus Südafrika und der Diözese Växjö kamen Grußworte. Wie so oft in seinem Dienst brachte Matthias Tuve Menschen zusammen: aus den Partnerkirchen in Polen, Schweden, den USA, Tansania und Südafrika, aus den Mitgliedskirchen des ACK, deren Vorsitzender er in Mecklenburg-Vorpommern war, sowie dem ganzen Kirchenkreis Pommern. Und wie oft hat er sich selbst auf den Weg gemacht: zu den Partnerkirchen und in den Weiten der *Nordkirche* – auch zu unzähligen Sitzungen des Vorstandes, des Europa- und Nordamerikaausschusses. Fröhlich, kompetent, musikalisch und mit vielen praktischen Ideen brachte er sich ein. Wir sagen: Danke! Und wünschen Gottes Segen für seinen Ruhestand!

Pastor Matthias Tuve bekommt von Bischof Waldemar Pytel einen Fanschal überreicht.

Mirjam Freytag leitet Bildungswerk

Die Beauftragte für den Kirchlichen Entwicklungsdienst der *Nordkirche*, **Dr. Mirjam Freytag**, ist am 3. September 2020 im Rahmen eines Gottesdienstes in Hamburg aus ihrem Amt verabschiedet worden. Sie hatte die Aufgabe fast 20 Jahre lang inne und übernimmt im Oktober die Leitung des Bildungswerkes im Kirchenkreis Plön-Segeberg. Im Rahmen ihrer Tätigkeiten hat Mirjam Freytag zahlreiche größere Bildungsprogramme, Projekte und Kampagnen angeregt und in Teams entwickelt. Sie verantwortete unter anderem den Qualifizierungsprozess „zukunftsfähige Partnerschaften gestalten“, die Verleihung des „Eine Welt Preises“ der Nordkirche, hat das Netzwerk der Ökumenischen Arbeitsstellen in allen Kirchenkreisen aufgebaut und das Kirchliche Bündnis zum G20 Gipfel in Hamburg unter dem Motto „global gerecht gestalten“ organisiert. Zu ihren Aufgaben gehörte auch die Repräsentanz der Nordkirche in den bundesweiten KED-Strukturen und die Vertretung des Arbeitsfeldes Kirchlicher Entwicklungsdienst der Nordkirche in zivilgesellschaftlichen Netzwerken und gegenüber staatlichen Stellen.

Dr. Mirjam Freytag

Fotos: Deutsche KlimaStiftung (2), A. Klinkhardt (1), C. Wenn (1)

Die nächste Ausgabe
erscheint
im Dezember 2020

Unser aktuelles Projekt weltweit

Verteilung von Hilfsgütern für Bedürftige durch die Assamkirche in Indien (Mitte Bischof Godwin Nag).

Coronahilfe für Partnerkirchen

*Die durch die Pandemie verursachten Probleme sind in vielen Ländern unserer Partnerkirchen ähnlich: Unter schwierigen Lebensbedingungen und ohne staatliche Sozialsysteme geraten noch mehr Menschen wegen Corona unter das Existenzminimum. Die Schwachen trifft es am härtesten. Wie die große Zahl von Kleinselbständigen und Tagelöhner*innen in Afrika, Asien und Lateinamerika, die durch harte Corona-Auflagen ihre Einkommensquelle verloren haben. Aber auch Arbeitsmigrant*innen und Erntehelfer*innen in der Landwirtschaft sind durch strikte Reisebeschränkungen betroffen. Oft müssen diese Menschen jetzt unter problematischen Sicherheits- und Hygienestandards leben oder reisen. Dadurch haben sich viele mit Covid-19 infiziert und belasten die überforderten Gesundheitssysteme zusätzlich.*

Vielen Familien fehlt für die Grundversorgung oder für Schulgelder die finanzielle Basis, zusätzlich sind die Preise für Nahrungsmittel stark gestiegen. Auch die wirtschaftliche Lage der Kirchen und Gemeinden hat sich durch Corona enorm verschlechtert. Denn vieles dort wird direkt aus den Gottesdienstkollekten finanziert. Abgesagte und eingeschränkte Gottesdienste gefährden diese Existenzgrundlage.

Weil es vielen Menschen in den Gemeinden am Nötigsten fehlt, hatten der Nothilfefonds des Zentrums für Mission und Ökumene *und die Nordkirche in den vergangenen Monaten Soforthilfen bereitgestellt. Aber unsere kirchlichen Partner brauchen für humanitäre Hilfe und die Überwindung der Corona-Folgen weitere Unterstützung. Lassen Sie uns christliche Solidarität leben – helfen Sie mit Ihrer Spende.*

Spendenkonto des Zentrums für Mission und Ökumene:
IBAN: DE77 5206 0410 0000 111 333
BIC: GENODEF1EK1, Evangelische Bank,
Projekt 7005 Corona Nothilfefonds

Fotos: Assamkirche, Indien, Titel: Jörg Böthling